

DIE FACKEL

Nr. 387/88

17. NOVEMBER 1913

XV. JAHR

Glossen

UNSER ANTEIL AM JAHR 1813

(Von der ersten Seite des Organs des Auswärtigen Amtes)

Im Ronachergebäude. Direktrice: Gusti Edler.	PARISIEN	Im Ronachergebäude. Direktrice: Gusti Edler.
Heute große Fest-Vorstellung		
1813 anlässlich der Jahrhundertfeier 1913		
Die unvergleichlichen großen Attraktionen des Oktober-Programms:		
6 London Bells; Esmanoffs, die Könige der russischen Tanzkunst, und weitere 15 Schlager.		
Rag time. 2 Musikkapellen.	Tango. Anfang 11 Uhr.	Two step. 2 Musikkapellen.

* * *

DAS ORGAN DES AUSWÄRTIGEN AMTES

läßt uns lange auf dessen wahre Meinung warten. Zuerst fahren S' natürlich zum Gerstl, dann kommen drei Seiten Hopsdoderoh mit Grand Gala, Parisien und Olympia, der langjährige beliebte Zahlkellner Sandor hat sich selbständig gemacht — ein Idyll im Trubel — und City und Rekord und Tango und was weiß ich, da mir die Sinne schwinden! Dann erst, allmählich, scheint die Stunde der Verblendung »auch wieder einmal für Serbien zu schlagen«. Noch einmal mischen sich Moët & Chandon hinein, ehe Pegoud und Bleriot zu ihrem Rechte kommen. Nun glaubt man, müsse endlich die Jahrhundertfeier in Leipzig stattfinden. Ja, Schnecken, vorher müssen wir noch zum dummen Kerl. Dann in die Urania? Nein, in die Olympia, ins Palais de danse, und noch einmal zum Gerstl, und die ganze Bummeltour. Endlich fliegt Pegoud und schon hört man von weitem Sensationelles von der Canadian. Aber nein, noch sind wir nicht so weit, mitten in den Text, auf Seite 8 mischt sich eine Stimme, die uns etwas zuflüstert und uns irgendwohin lockt, wo es ganz famos ist. Das sieht so aus:

weil Pegoud ja ein Schüler Bleriots ist und seine heutigen Vorführungen die Wiener wieder mit einer neuen Epoche der Aviatik bekannt machen sollen.

**Kommen Sie ins Parisien
(Ronachergebäude) Anfang 11 Uhr**

Die Vorgänge auf dem Balkan.

Endlich, auf Seite 11, kommt ein Adjektivkünstler, der uns erzählt, daß die variabelsten Meister mit asthmatischer Kraft und neurasthenischer Energie die graziösesten, apartesten, kokettesten, verhauchend feinsten Tricks des Metiers aus Motiven, Stimmungen, Klängen vermöge der erlauchten Bravour und der lodernden Mechanistik ihres biegsamen, schlanken, chevaleresken Stils von brillanter, expansiver, korrelativer, reflexiver Übereinstimmung im Aufspüren verdeckter Psychologien, zitternd von instinktivem Verstehen und fast souverän entzündet an der winkligen Führung der Konturen, aber mit blendender, blitzender, in konzessiv manirierter Geschmeidigkeit aufpeitschender Eloquenz und im starken Rhythmus der essentiellen Klarheit und Helle des Tempos, umbraust vom wilden Atem der Zeit, deren Niederschlag durch diese empfindungssicheren Perspektiven fiebert, mit müheloser, sprühender, plastischer, precióser Anmut gleichsam in einem facettierten Instrument verzitternd, in Ton, in der Linie, im Raum durch den köstlichen, handwerklich verschnörkelten, marmorierten Charme einer gliedernden Fülle trotz transparenten Sensationen, kleinen gelenkigen Finessen und outrierten, wenn auch funkelnden, süßlich—bezaubernden, exklusiv stilisierten, spielerischen Posen, ornamentalen, prickelnd grazilen, kompliziert primitiven, blutvoll anämischen Tableaus voll inbrünstiger Prägnanz, in restlosen Apperzeptionen, Assoziationen und mit subtiler, sublimer, mokanter Differenzierung reproduzierend, musivisch, aber panoptikal, visionär und mit einer an Beardsley und Klimt geschulten, im Detail zwingend monumentalen Technik, durch die ordnende Aufnahme der gleichzeitig und fast aufeinanderstoßend variierten Farben— und Belichtungsskalen zu einer klingenden und klaren Symphonie psychologisch—artistischer Interpretation in Wahn und Welt zwischen Beethoven, Bahr, Strindberg, Salten, Hugo Wolf, Kornau, Walt Whitman, Soyka, Schönberg, Ziehrer, Maeterlinck, Koschat, Shakespeare, Friedell, Kant, Oppenheimer, Van Gogh, Wertheimer und Jean Paul Stefan Großmann mit den zu einer naturalistisch glühenden, analytisch determinierten Synthese verbundenen Intervallen, die mit ihrem akademischen Schwung und im brausenden Schweigen ihres noblen Unbands gleichsam federnd, über das Gelegentliche des Einfalls hinaus die behagliche, pffiffige, schmunzelnde Bündigkeit eines in der Travestie psychologisch hellseherischen Gesichtes haben, wünsch wohl gespeist zu haben die Ehre gehabt zu haben. Und zum Schluß gehen wir wieder ins Tabarin und ins Parisien und ins Rekord, denn was fängt man mit dem angebrochenen Abend an, und nur, wenn wir ganz am Ende des echten Montmartre—Lebens sind, mahnt uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen die Stimme eines, der alte falsche Zähne kauft.

* * *

DIE SPRACHE DER KONZERTAGENTUR

[Vortrag Maximilian Hardens in Wien.] Maximilian Harden, der seit die großen Besitzverschiebungen in Süd—Osteuropa Ereignis geworden sind, nicht mehr in Wien war, wird am 2. Dezember im großen Konzerthausaale einen Vortrag halten. Karten in Gutmanns Hofmusikalienhandlung.

Wie, die spricht auch schon Desperanto? Nun, wahrscheinlich lautete die Notiz zuerst:

Maximilian Harden, der seit dem Balkankrieg nicht mehr in Wien war, wird — —

Das war schon interessant genug, denn abgesehen von der Beziehung des aktuellen Themas dürfte nebst Hunger und Pestilenz ein Harden—Vortrag keineswegs zu den unvermeidlichen Folgen eines Krieges gehören. Item, er war seit dem Balkankrieg nicht mehr in Wien. Hochpolitisch war's ja, die europäische Konzertagentur schien es veranstaltet zu haben und der Graf Berchtold saß in der ersten Reihe. Aber nachdem der Notizenschreiber bei Gutmann die Fassung gewählt hatte, dürfte Schreckliches geschehen sein: »Was heißt das? Seit dem Balkankrieg war er nicht mehr in Wien? Und das schreiben Sie so einfach hin, mir nix dir nix?« brüllte der Chef. »Bitte, er war seit dem Balkankrieg nicht mehr in Wien. Oder war er in Wien?« »Nein, er war nicht in Wien seit dem Balkankrieg, aber nicht seit dem Balkankrieg war er in Wien, sondern — « »Also nicht seit dem Balkankrieg war er in Wien! Also Sie sagen selbst, daß er seit dem Balkankrieg nicht in Wien war — « »Ja, Mensch, verstehen Sie denn nicht deutsch? Es handelt sich doch um einen Harden—Abend!« »Ich versteh, aber ich soll doch schreiben, seit wann er nicht mehr in Wien war. Ich bin schon ganz verwirrt. Bitte mir also klar und deutlich zu sagen, seit wann er nicht in Wien war — « »Er war seit die großen Besitzverschiebungen — « »Seit den großen Besitzverschiebungen!« »Lassen Sie mich ausreden — er war seit die großen Besitzverschiebungen auf dem Balkan vor sich gegangen sind — « »Ja, jetzt versteh ich! Aber sagen wir nicht auf dem Balkan vor sich gegangen sind, sondern — « »Was heißt das? Die großen Besitzverschiebungen sind doch auf dem Balkan vor sich gegangen?« »Natürlich sind sie auf dem Balkan vor sich gegangen, aber jetzt verstehen Sie wieder mich nicht — « »Wieso ?« »Ich meine, sagen wir, daß die großen Besitzverschiebungen nicht auf dem Balkan vor sich gegangen sind, sondern sagen wir in Süd—Osteuropa!« »Schön, aber sagen wir nicht vor sich gegangen sind, sondern sagen wir Ereignis geworden!« »Sollen wir nicht lieber statt am 2. Dezember sagen am zweiten Tag des Christmonds?« »Was fällt Ihnen ein, sind Sie ein Antisemit?«

* * *

GEGEN SCHLUSSTEINLEGUNGEN BIN ICH AUCH

mir ist schon gar nichts mehr recht, alles niederreißen — gut, aber sagen Sie mir nur, was habe ich dagegen, daß andere Leute etwas aufbauen, wie zum Beispiel dieses Riesengebirge hinter dem Schwarzenbergplatz, wo Musik gemacht wird, Leute, die wirklich etwas Positives leisten und zu diesem Zwecke natürlich einen Schlußstein legen müssen, wie zum Beispiel der Generalsekretär Botstiber, den der Präsident mit den Worten vorstellte:

»Das ist unser Baureferent, auf dem die ganze Last der Arbeit ruhte und der um das Zustandekommen des Hauses außerordentliche Verdienste hat.« Dr. Botstieber sagte hierauf: »*Ich habe die Arbeit meines Lebens in dieses Werk gesetzt.*« — Mit den Worten »Das ist sehr schön« *verabschiedete* sich der Kaiser von ihm.

Da standen wohl in manchem Auge Tränen. Die Ergriffenheit der Enkel, denen die Großväter erzählten, daß sie noch Goethe gesehen haben, der damals eben den Faust unter Dach brachte, ist nichts gegen das feierliche Schweigen derer, denen einst diese Enkel zu erzählen beginnen werden. Auch könnte man, wenn man nur so oberflächlich hinhört, glauben, es handle sich um die Einigung der österreichischen Nationen zu einem Staat, sie sei gelungen und ein Kaiserwort »Ich habe die Arbeit meines Lebens in dieses Werk gesetzt« gehe jetzt von Mund zu Mund. Nein, es sagts einer dem Kaiser, freilich ein Generalsekretär. Und alle sagen sie dem Kaiser etwas. Der Generaldirektor der Südbahn — lauter Generäle stehen um den Kaiser — ist zum Glück musikalisch und sagt: »Es war mir eine Ehre, mich *trotz Eisenbahn* auch mit diesen Dingen zu befassen.« Das weiß ich und dachte gern daran, als ich neulich nachts in einem schlecht geheizten, zugigen, humpelnden und schmutzstarrenden Coupe nach Triest fuhr. Man kann zum Geräusch der Eisenbahn bekanntlich Musik machen und ich skandierte unaufhörlich den Satz: »Aber nur Geduld, aber nur Geduld, das Konzerthaus wird desto schöner«, und ich dachte mir, daß man in Österreich nicht per Eisenbahn, aber trotz Eisenbahn vorwärtskommt. Auch an Karpath dachte ich, dem viel zu verdanken ist und der den Richard Strauß dazu bewogen hat, die Eröffnungsmusik zu schreiben. Karpath war das Motiv. Kalbeck sagt darüber.

Daß die Konzerthausgesellschaft ihr Programm mit dieser ad hoc komponierten Gelegenheitsmusik schmücken konnte, verdankt sie dem diplomatischen Talent unseres Freundes Ludwig Karpath. Strauß hat nach einigem Zögern die Gelegenheit beherzt beim Schopfe und 120 Musiker bei den Ohren ergriffen.

Den Besucher aber ließ er im Zimmer und erfüllte seinen Wunsch. Allerdings etwas anders, als es der Weihe des Hauses entsprechen sollte:

Mit Erfolg bemüht, einen möglichst objektiven Beweis seiner Zuneigung zu Wien zu geben, zeigt er nur manchmal die eigene Löwenklaue, die zerreißt, wenn sie streichelt ... All dies und noch manches andre ist thematisch in das Präludium hineingeheimnist ...

Wie Kenner versichern, ist es Programmmusik über den Gedanken: die Wiener Gschäftlhuber können mich gern haben. Item, da man das Vorspiel hatte und die Persönlichkeiten auch beisammen waren, konnte an die Legung des Schlußsteines geschritten werden.

Während dem Kaiser hierauf eine Reihe von Persönlichkeiten vorgestellt wurde, wurde mit der Schlußsteinurkunde *eine Serie der gegenwärtig im Umlauf befindlichen Münzen und je ein Exemplar aller gestern in Wien erschienenen Tagesblätter eingemauert.*

Nein, ist das aber eine Feierlichkeit! Ja wer hat denn diese prächtige Idee gehabt? Anstatt die Inseratenrechnungen einzumauern, was viel zu nüchtern gewesen wäre, hat sich die Konzerthausgesellschaft entschlossen, das Geld und die Zeitungen einzumauern. Noch heute, wenn irgendwo in Ostasien der Gatte begraben wird, begräbt man auch, was ihm am teuersten war und am nächsten, die Witwe. Die Konzerthausgesellschaft irrt aber, wenn sie glaubt, daß sie mit diesem symbolischen Vorgang ihren Pflichten gegen die Presse ein für allemal genügt hat. Das Geld einmauern — das möchte den

Herren so passen! Nein, wenn die Zeitungen ihre Musikkritiker hineinschicken, werden sie nicht verfehlen, die Direktion darauf aufmerksam zu machen, daß man nicht zu viel hätte einmauern sollen — das stört die Akustik. Überhaupt in einer aufgeklärten Zeit solches Harakiri des Geldes vorzunehmen! Was sollen denn einst die, die nach uns kommen werden, von uns denken? Was da eingemauert wird, dringt mit einem Klagegeton durch Mauer und Monde. Gewiß, es wird Massel bringen. Aber dereinst, wenn es schon lauter Fremde in Wien geben wird und die Ruine des Konzerthauses wird ihnen gezeigt werden, dann werden sie sagen: »Hier stinks!« Man wird ihnen erklären, warum. Es sei etwas eingemauert worden. »Das Geld?« »Non olet, aber die Zeitungen!« Sie werden fragen, wer alles bei der Schlußsteinlegung dabei war. Man wird ihnen sagen: »Die Persönlichkeiten!« »Was hatten die dabei zu tun?« »Auf ihnen ruhte die ganze Last der Arbeit.« »Hat man sie auch eingemauert?« »Nein, sonst hätten sie nicht der Schlußsteinlegung beiwohnen können.« »Man hätte sie trotzdem einmauern sollen!«

* * *

DER BURGMUSIKREFERENT

... Er hat uns leider nichts geschenkt, was die Banalität seines Unternehmens hätte mildern können, nicht einmal den Marsch von J. F. Wagner »Unter dem Doppeladler«, unter dessen Klängen wir zur Wachablösung in den Burghof *zu marschieren gewöhnt sind*.

Das ist neu. Die Erscheinung Karpaths ist mir unter denen, die bei Wagner bis zur Wachablösung noch mitgehen, bisher nicht aufgefallen. Ich hätte ihn bemerken müssen.

* * *

SO ISTS RECHT

In der Volksoper gelangt morgen Sonntag, abends $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, Sullivans Operette »Geisha« zur Aufführung. Infolge Erkrankung des Herrn Camill singt Herr Max Rohr vom Johann—Strauß—Theater die Partie des Fairfax.

Bravo, bravo, nicht jede Theaterkanzlei hält irrtümlich so rein und reklamiert so das Werk des Kopisten für den Urheber. Sicher ist ja die »Geisha« eher von Sullivan als der »Mikado« von Sidney Jones.

* * *

KOMPAGNONS

Karczag schreibt selbst und hat ein Stück geschrieben, das »Entsagung« heißt. Mir kann's recht sein. Aber auf dem Geschäftspapier seines Theaterverlages sind die Dichter und Werke und was er halt so vertreibt, aufgedruckt. Und da heißt es denn unter anderm:

Hirschfeld Ludwig: Exzellenz Pompadour — Karczag Wilhelm: Entsagung.

Und Kompagnons:

Mars Antony und Lyon Henry: Frau Admiral — Molnar Franz und Halm Alfred: Der Herr Verteidiger.

Und noch zwei, die zusammen ein Stück geschrieben haben:

Nestroy Johann und Birinski Leo: Nur Ruhe.

Pst, leise, einer ist tot. Nur Ruhe, laßt mich machen, ich bring den andern schon von der Stelle. Macht keinen Lärm, ich will ihm zureden. Wie, er geht nicht? Karczag, trennen Sie die beiden, reißen Sie den da weg. Sie sind ja selbst Dichter, haben Sie ein Herz. Wie, es ist gut für Nestroy? Keine falsche Pietät, Karczag! Bitte, das sollte nicht sein. Ich hab ja darin vielleicht etwas übertriebene Vorstellungen. Aber ich glaube, das sollte nicht sein. Kainz Josef und Birinski Leo: das mag angehen. Er hat ihm sterben geholfen, er war dabei. Man hat Kainz operiert, er hatte einen Birinski, die Ärzte verheimlichten es ihm, und er mußte schließlich doch dran glauben. Gut, es besteht ein Zusammenhang. Aber als Nestroy starb, war Birinski nicht dabei. Nestroy starb und Birinski war noch lange nicht geplant. Es hat ihn auch nie vorher gegeben, er gehört der Neuzeit an. Nestroy war schon vierzig, fünf- undvierzig Jahre tot, seine Werke waren längst antiquarisch zu haben, da verkaufte sie Birinski. Das kann man eine Geschäftsverbindung nennen, aber so intim ist sie schließlich nicht. Ursprünglich dem kaufmännischen Beruf bestimmt, widmete sich Birinski später der russischen Revolution. Er entschloß sich, russischer Flüchtling zu werden, und es gelang ihm. Er lief durch die Rotenturmstraße und man sah ihm an, daß er aus Rußland komme. Ein bißl echauffiert. Denn hinein kommt man schwer, aber hinaus gehts schnell. Etwas war dran. Ich sage, eher ist die russische Revolution von Birinski als nur Ruhe. Bitte bitte bitte, es geht nicht. Entschließen wir uns, den zweiten Autornamen vom Repertoire abzusetzen, riskieren wir's. Nestroy wird es schaden, aber er hat ja auch bei Lebzeiten nicht so viel verdient. Es wird zur Not gehen. Wir müssen ja Nestroy nicht gerecht werden, aber wenn wir auch noch nicht ahnen, daß er unsterblich ist, so wissen wir doch schon, daß er tot ist. »Troilus und Cressida von Shakespeare und Gelber« hätte man nicht auf den Zettel geschrieben, so gut es wegen der Kritik gewesen wäre. Mir tun solche Dinge leid. Ich will nicht, daß es so weit komme. Ich kann Waggonladungen fauler Äpfel zur Premiere dirigieren, wenn zwei Kompagnons auf dem Zettel stehen und nur einer sich bedanken kommt. Herunter mit ihm und der andere soll gerufen werden, der Tote! Am Krebs stirbt man. Das ist ein Zusammenhang. Aber wenn man tot ist und ein Leichenwurm sagt, er sei der Kompagnon, so soll man ihn darin nicht bestärken, sondern nach Rußland schicken, auf daß er, wenn es ihm nicht gelingt, hineinzukommen, als Flüchtling zurückkomme, und wenn es ihm gelingt, dort zusammen mit Gogol den »Revisor« schreibe.

* * *

VERLEIHUNGEN UND ERNENNUNGEN

Dem Haus— und Realitätenbesitzer Ludwig Riedl, Besitzer des Café de l'Europe, ist das Ritterkreuz des Franz—Josefs—Ordens verliehen worden.

Damit erscheint ein altes Unrecht gut gemacht. Peinlich schon durch den Umstand, daß selbst weniger verdiente Persönlichkeiten wie Anton Bruckner längst diesen Orden hatten ... Jetzt werde ich Ruhe geben. Ich sag gar nichts mehr. Ich bin befriedigt, wenn ich sie nur vorübergehen sehe, das Frauenzimmer. Wen denn? Na wen, was fragen S' denn so blöd, die fesche Austria! Oh ich bin ein Prostituiertenfreund, warum sollte ich Ärgernis nehmen? Diese Austria — ich sage nichts als: tulli — ! Diese Austria — ein mudl-

sauberes Drahdwaberl überanand, schau'n's Ihnen nur die Gspäßlaberln an! Pst, nix red'n — greif'n! Alles fest mei Liaber, da gibts nix! Das is nicht a so! Jede Nacht punkt 2 wirds hineingelassen ins Café Europe. Was sie bis dahin tut, ist ihre Sache. Erwürgt hat sie noch keiner.

Ich soll Novist werden?

Wenn ich nicht wüßte was alles möglich ist, würde ich darüber staunen, was es alles gibt. Ich wußte zum Beispiel schon, daß es eine Gesellschaft zur Förderung des nationalen Friedens in Österreich gibt, denn ich hatte einen Aufruf zugeschickt bekommen, durch den versprochen wurde, die Geselligkeit sowie die Kunst in den Dienst der nationalen Annäherung zu stellen. Oft denke ich mir, die armen Briefträger hätten ein besseres Leben, wenn die Urania, die Pelzhändler, die Friedensfreunde, die Drogisten und die Wahlkomitees einverständlich beschließen wollten, mir keine Preiskurante mehr ins Haus zu schicken. Nicht daß ich mich von diesen nicht anregen ließe. Mich regt alles an, aber ich möchte mir gern die Arbeit vom Hals schaffen, weil ich schon genug Anregung habe, wenn ich die Wand meines Schlafzimmers anschau, und manchmal hat man doch nicht das Herz, so einen Prospekt wegzuwerfen. Die Sprache ist es, was mich immer fesselt. Wer spricht so:

Wieder ist der Sommer vergangen, allerorten regt und rührt sich's ... Schon sind die Quartiermacher, wenn nicht bereits angekommen, unterwegs ... und Arbeit muß geleistet werden, zu deren Bewältigung ...

Und neben den alten, aber immer im Vordertreffen stehenden Kriegern und Siegern im Kampfe gegen jegliche Unbill im Hause ... die die Feuerprobe bestanden ... geprüft und bewährt ... Opfer an Zeit und Mühe ...

Wird mobilisiert? Nein, ein Drogist empfiehlt Fritze—Lack und auch Putzpasta Globus. Ja, wie muß da erst die Gesellschaft zur Förderung des nationalen Friedens sprechen, die nicht ruht, mich für die Förderung und Unterstützung ihres Gedankens zu gewinnen. Ich, nicht faul, stürze mich auch sogleich auf die Satzungen und das Organisationsstatut, ersehe daraus, daß die Gesellschaft sich »Nova« nennt und daß »die Anhänger dieser Bewegung, die sich Novisten nennen«, keinen Augenblick darüber im Zweifel sind, wie sie's zu machen haben. Die Begründung und Förderung einer novistischen Literatur ist das erste. Weit wichtiger ist aber, daß »der Nova angehören kann, wer das 18. Lebensjahr erreicht hat, sich zum novistischen Programm bekennt und den österreichischen Gedanken erfaßt hat«. Bei der Beantwortung einer solchen Matura—Frage möchte ich fürs Leben gern einmal dabei sein, aber ohne direkt Novist werden zu müssen. Übrigens sehe ich ja, daß der österreichische Gedanke sogleich definiert wird. Er besteht in der »Schaffung einer gemeinsamen Kulturkonvergente«. Es möchte kein Hund so länger leben. Die Novisten sind unbedingt dafür, daß Österreich seine vielen Nationen beibehält, damit sie diese miteinander versöhnen können. Man zahlt jährlich, wenn man nicht gerade Ehrenmitglied, Stifter oder Gründer ist, vier Kronen. Von dieser Beitragsleistung befreit sind unter anderen »Berichterstatter, Schriftsteller, Künstler, Vortragende, Übersetzer.« Wiewohl ich also mindestens viermal das Recht auf freien Eintritt in die Nova hätte, weigere ich mich doch, Novist zu werden, denn man muß dafür Aufgaben leisten, die nicht jedermanns Sache sind. Der Austritt kann zwar »jederzeit erfolgen«, aber der

Rechte sind wenig und der Pflichten sind viel. Gewiß, der Novist hat das Recht auf »kostenfreie Auskünfte jeder Art« und etwa noch auf »Inanspruchnahme der Vermittlung des Austausches von Kindern und jungen Leuten zur Erlernung der Nationalsprachen nach der hierfür geltenden Spezialordnung«, aber was hat man schon davon. Dagegen die Pflichten! Jeder Novist mache sich zur Pflicht: a) den Gesellschaftssatzungen in jeder Hinsicht gemäß zu sein; b) die Bestrebungen der Nova im Sinne der Achtung, Duldung und Gleichberechtigung aller Nationen zu unterstützen; c) der nationalen Intoleranz nach Kräften entgegenzuarbeiten.« Das ist nicht wenig verlangt, aber wenn ich diesen Verpflichtungen nicht nachkomme, wer kann mirs beweisen? Dann jedoch ist ein Punkt, auf den ich absolut nicht eingehen könnte, nämlich: »e) im Verkehr mit Gesinnungsfreunden und wenn immer tunlich auch im sonstigen Gesellschaftsleben sich des novistischen Grußes zu bedienen«. Nicht zu machen. Dieser Gruß wird in einem besonderen Kapitel beschrieben, er ist wunderschön, aber unpraktisch: »Als allnationaler, novistischer Gesellschaftsgruß gilt: *Salve* ... Der Novistengruß dient somit als willkommenes Erkennungszeichen für Novisten, die sich persönlich nicht kennen und *irgendwo zusammentreffen*.« Also das kann ich mir gar nicht vorstellen. Zwei Novisten, die sich nachts im Wald begegnen und einander schon kennen, brauchen einander nicht *Salve* zu sagen, und wenn sie sich nicht kennen, werden sie einander nicht so sehr für Novisten als für Räuber halten und schauen ohne Gruß weiterzukommen. Aber was nützt es, daß einer auf der Straße oder sonst irgendwo plötzlich in ein »*Salve!*« ausbricht, und der andere, der zufällig kein Novist ist, antwortet: *Tepp!* Es wird immer zu Mißverständnissen Anlaß geben. Worauf gehen denn aber eigentlich die Bestrebungen der Novisten, laßt uns sehen. Ich vermute, daß es sich vielleicht nicht so sehr darum handelt, die Nationen zu versöhnen als die Novisten zu beschäftigen. Womit? Damit, daß sie Novisten sind, und da gibts allerlei zu tun. Plackereien und Scherereien, immer kommt was. Da gibt es zum Beispiel nationale Ortsgruppen. Wann, wie und wozu entsteht eine nationale Ortsgruppe? Wozu weiß man nicht, wann ist noch unbestimmt, aber wie sie entsteht, ist klar. Sie entsteht so, daß — nach § 5 — »mindestens zehn Angehörige einer Nation — ohne Rücksicht auf das Geschlecht — sich zum novistischen Programm bekennen und bereit sind, als ordentliche Mitglieder der Nova beizutreten«. Ohne Rücksicht auf das Geschlecht, Herren und Damen versöhnen die Nationen also nicht getrennt, sondern gemeinsam, das ist schon ein Vorteil. Aber zehn müssen es sein, und wenn einer fehlt, kann selbstverständlich auch ein Israelit verwendet werden. Da es eine durchaus tolerante und moderne Bewegung ist, so versteht sich auch die Teilnahme der Frauen von selbst. Mehr als das: »*Es empfiehlt sich, daß novistisch gesinnte Frauen, sobald den Bestimmungen des § 5 Genüge getan ist, zur Bildung von 'Frauenortsgruppen' schreiten*. Die Frauenorganisation läuft im stufenweisen organisatorischen Aufbau mit der Männerorganisation parallel.« Ich weiß nicht, wie novistisch gesinnte Frauen beschaffen sind, und wie sie schreiten, und ob sie damit zufrieden sind, daß dem § 5 Genüge getan ist; ich kenne frigide, hysterische, aber keine novistischen Frauen. Jedoch die Frauenorganisation muß wirklich im klimakterischen Aufbau mit der Männerorganisation parallel laufen, wenn sie novistischen Ideen zugänglich sein soll. Ich mag die novistischen Frauen nicht. Sie lassen sich, wenn sie eine Ortsgruppe beisammen haben, »ehrenamtlich durch gewählte Selbstverwalter« leiten. Besonders die KassiererIn, die Schriftführerin und das Obweib, wenn die auf dem Berge Ida stünden, keiner wollte ich den Apfel reichen. Sehr interessant ist der § 11 »Inwieweit, wo und wann als Organisationszwischenstelle eine Bezirks—(Kreis)organisation ins Leben zu treten hat, wird

später bestimmt werden. Ortsgruppen sollen jedoch im allgemeinen den Stand von 100 Mitgliedern nicht überschreiten. Es ist vielmehr in diesem Falle unter irgendeinem Stichwort zur Gründung einer neuen Ortsgruppe zu *schreiten*.« Paßt's auf, wie sich die Ortsgruppen vermehren werden. Aber davon allein kann man nicht leben. Die Novisten müssen sich noch anders betätigen. Jetzt kommt's. V. Die Orts—Brücken. Was sind denn das, die Orts—Brücken? »§ 13. Überall dort, wo sich Ortsgruppen verschiedener Nation konstituieren, ist *unverzüglich* zur Wahl eines *Orts—Brückenrates* zu *schreiten*.« Aha, Gefahr im Verzug, eine Überschwemmung, zum Beispiel die Moldau tritt aus, die Pioniere kommen, man baut eine Pontonbrücke! Nein, man baut nur einen Titel. »Für den Brückenrat stellt jede Ortsgruppe ebensoviele Räte, als sie Ausschußmitglieder hat.« Die Unzufriedenheit der österreichischen Nationen rührt also offenbar daher, daß halt doch nicht jeder kaiserlicher Rat, Regierungsrat, Kommerzialrat, Gremialrat, Börsenrat oder Kammerrat werden kann. Man hat ihnen den Sangrat hingeworfen, aber sie haben noch immer nicht genug. Jetzt können sie Brückenräte und Orts—Brückenräte werden. »Sind mehr als zwei Nationen im Orts—Brückenrat *novistisch vertreten*, so kann, wo es zweckmäßig erscheint, der Brückenrat gegliedert werden.« Und die Frauen? »*Frauen—Brückenräte* werden in analoger Weise gebildet.« Und was haben die Brückenräte eigentlich zu tun? 1. Zu ermöglichen, daß sich die Novisten verschiedener Nation *zunächst kennenlernen, um sich zu überzeugen, daß alte Vorurteile unbegründet sind* (Pfleger *novistischer Geselligkeit*). 2. Jede Bestrebung zu unterstützen, die auf die Annäherung der Nationen abzielt. Wie macht man das? Sehr einfach: 3. *Alle Berührungspunkte* zwischen den Nationen *hervorzuheben* und zu *pflügen*. Indes, der Orts—Brückenrat ist zwar ein schönes Ziel, aber das höchste, was ein Novist werden kann, wenn er ein alter Novist wird, ist es gewiß nicht. Da gibt es zum Glück noch VI.: den *Landes—Brückenrat*. Ihm unterstehen sie. Was hat er zu tun, was ist er? Er »stellt in seiner Zusammensetzung *nicht nur eine Verdichtung der Orts—Brückenräte* dar, sondern er ist auch die *organische Vertretung* aller nationalen *Unterorganisationen*, die sich *nicht zu Brückenräten erweiterten*«. Der Vorgang ist sehr kompliziert: »Für die novistischen Organisationen, die *durch eine Ortsbrücke überbrückt* sind, werden die Delegierten aus den Brückenräten durch diese gewählt«; die isolierten, rein nationalen Organisationen hingegen, »die wir im Gegensatze zu den überbrückten als offene Organisationen bezeichnen«, tun etwas anderes. Wichtig ist: »Was hinsichtlich der *Bedeutung* der Tätigkeit über die Orts—Brückenräte gesagt ist, gilt im *erhöhtem* Maße für die Landes—Brückenräte.« Also da heißt's schon, sich zusammennehmen. Und dann — aber soweit versteigt sich wohl selten ein Novist — gibt es noch einen »Völkerrat«, der direkt die Erreichung des »novistischen Hochzieles« ins Auge faßt und sonst noch außerordentlich beschäftigt ist. Einen Reichsrat gibt's nur deshalb nicht, weil es ohnehin einen gibt. Die Bundesleitung, in der die bedeutendsten Männer der Orte, Länder und Völker sitzen, hat die vornehme Aufgabe der »Anbahnung des novistischen Zusammenschlusses aller wirtschaftlichen und kulturellen Körperschaften, die in Österreich nicht überbrückt sind«, zu welchem Behufe sie einen Präsidenten, zwei Vizepräsidenten, einen Generalsekretär und einen Vizesekretär zu wählen hat. Die Verkehrs— und Verhandlungssprache ist ein Kapitel für sich. »In den Brückenräten herrscht das Prinzip der Zwei— bzw. Mehrsprachigkeit.« Da könnte es aber zu nationalen Streitigkeiten kommen, die dem Wesen novistischer Gesinnung widersprechen würden. Darum § 43: »Der Zweisprachigkeit in den Orts—Brückenräten wird jedoch nicht dadurch Rechnung getragen, daß zur inökonomischen Form der doppelsprachigen Ausfertigungen ge-

griffen wird, sondern in der Weise, daß: a) der schriftliche Verkehr mit den nationalen Ortsgruppen und Bezirksorganisationen usw. lediglich in deren Nationalsprache vor sich geht, während b) der schriftliche Verkehr mit der Landeszentrale, d. i. dem Landes—Brückenrat sich in der Verhandlungssprache des Orts—Brückenrates abwickelt.« Die Landes—Brückenräte jedoch entscheiden sich aus freien Stücken, als Geschäftssprache mit der Organisationszentrale die deutsche zu wählen«. Wenn aber ein tschechischer Landes—Brückenrat es sich nicht gefallen läßt, sondern »Hanba!« ruft, kann man auch nichts machen.

Dieser Zeitvertreib wurde von 160 Hochschulprofessoren unterzeichnet. Mir wird der Bogen zur Unterschrift vorgelegt. Hier hätte ich einmal Gelegenheit, aufzubauen, nicht immer nur zu zerstören. Brücken, mein Lieber, Ortsbrücken, Landesbrücken und allerlei. Soll ich Novist werden oder soll ich nicht? Ach was, ich kaufe Putzpasta Globus, breche alle Brücken hinter mir ab und will einen Verein zum Schutze der Briefträger gründen.

Zum Gesamtbild der Kulturentwicklung

Der von mir kastrierte Richard Moses Meyer ¹, der aber auch bis dahin nicht sehr kräftig war, behandelt das Kapitel »Literarische Kunst« in dem Werke »Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung«, welches, von »führenden Geistern der Zeit« geschrieben, jedem Gebildeten ein unentbehrlicher Führer in der verwirrenden Mannigfaltigkeit unserer Kultur — kusch. Unter den führenden Geistern also, die sich da zusammenfinden, um Marksteine zu beriechen, fällt außer den Herren Goldscheid (Soziologie), Ewald (Philosophie), Strzygowski (Kunstforschung) und Gregori (Theaterwesen) vor allein der Richard Moses M. auf. Er schreibt:

Im übrigen muß ich gerade für die Überproduktion an Essays und Aphorismenbüchern auf meine regelmäßigen Berichte im 'Literarischen Echo' verweisen, in denen ich neben der Besprechung des Inhalts, die natürlich den Haupt Gesichtspunkt bilden mußte, doch immer auch auf die Entwicklung der Form eingegangen bin. Sie setzt ja glücklicherweise immer noch einige persönliche Geistesbetätigung voraus, während der Aphorismus bei Grossisten wie Karl Kraus rein manuelle Kurbelbewegung geworden ist: man nimmt einen vorhandenen Spruch und dreht ihn um, bis etwas herausfällt, was wie eine Paradoxie aussieht. So entsteht ein Buch, das nach der kritischen Einsicht eines Herrn Ehrenstein schlechtweg vollkommen ist. (Über K. Kraus: »Pro domo et mundo«: Alb. Ehrenstein, Zeitgeist, 18. Jan. 1912 »Dies Buch ist für mich die Vollkommenheit.«)

Ich weiß nicht, ob der R. Moses M. in seinen regelmäßigen Berichten im 'Literarischen Echo' neben der Besprechung des Inhalts, die natürlich den Haupt Gesichtspunkt bilden mußte, doch immer auch auf die Entwicklung der Form eingegangen ist. Bei meiner unregelmäßigen Lebensweise beobachte ich einzig die Einteilung, daß ich die regelmäßigen Berichte des R. M. M. im 'Literarischen Echo' und dieses als ganzes nicht lese. Wenn er auf den Inhalt von Aphorismen eingegangen ist und sich dabei auch die Form nicht entgehen ließ, so ist das sehr schön von ihm. Anstatt Gott auf den Knien zu danken, daß

1 »Die neue Art des Schimpfens« in Heft 339 # 06

er ihn in einer Zeit leben läßt, die schamlose Klugschwätzer in Salon und Seminar duldet, anstatt sie in den Abort zu sperren, wird er noch keck und verlangt Beachtung für seine früheren Besprechungen. Dieser M. M. wagt viel. Er scheint zu wissen, daß ich imstande bin, ihn durch Vorlesung meines Essays über ihn dem Gelächter von hundert deutschen Vortragssälen preiszugeben, und spielt ein Prävenire, von dem er sich ausrechnen kann, daß ich es einholen werde. Ich gebe dem M. einen Vorsprung der Intelligenz, indem ich ihm erlaube, sie in zwanzig Besprechungen an »Pro domo et mundo« auszulassen: ich wette, daß ich ihn kaputt mache. Ich will ihn ergänzen, damit ers mit mir aufnehmen könne. Es ist ja zu herzig. Man möchte glauben, daß selbst ein Unikum an Schalheit wie dieser Meyer, wenn er von mir spricht und von der Form des Aphorismus sagt: »Sie setzt ja glücklicherweise immer noch einige persönliche Geistesbetätigung voraus«, es zu meinen Gunsten wenden müsse. Denn so schamlos kann man sich heute doch nur noch die von mir verwirrte Hysterie, die zwischen Schwärmerei und hinfallender Krankheit torkelt, vorstellen, daß sie meine Arbeiten in Gegensatz zu »persönlicher Geistesbetätigung« bringen könnte. Man weiß ja, sie meint's nicht so und wird mich morgen wieder als einen Genius ansprechen. Aber daß ein Literaturprofessor, der in seinem Vollbart schon graue Fäden hat, so unter dem Druck seiner Ranküne handeln könne, daß er nicht totschweigt, sondern das Maul aufmacht, um meine Leistung als mechanischen Schwindel und mich als »Grossisten« zu entlarven, ist selbst mir zu bunt, an dessen Nerven sich doch die ganze Welt vergreift, aus Ohnmacht, sich an meinem Werk zu rächen. So desorientiert kann doch selbst dieser M. Meyer nicht sein, daß er unbeschadet des Wunsches, mich als Grossisten zu sehen, nicht längst vom Hörensagen wissen sollte, daß mein geringstes Detail seine ganze Manneskraft, ja die Lebensarbeit sämtlicher führenden Geister aufwiege, die am »Jahr 1913« mitarbeiten, ohne das Jahr 1914 zu erleben, und die zum »Gesamtbild der Kulturentwicklung« schon durch ihr Dasein beitragen. R. M. Meyer soll doch nicht so tun, als ob nur eine vereinzelt Kritik meinen Aphorismen einen so hohen Rang zugewiesen hätte. Er weiß ganz genau, daß es die Ansicht sämtlicher Leute ist, die heute auch nur mit einem Schimmer von Urteil in literarischen Revuen auftauchen, und, was viel mehr ist, die Ansicht jener, die sie nicht aussprechen dürfen. Die Kritik über »Pro domo et mundo« ist nicht das Beste, nicht das mir Angenehmste, was »ein« Herr Ehrenstein geschrieben hat. Aber ein Herr Ehrenstein hat Gedichte geschrieben, und zum Teufel, es ist doch eine Lücke im Gesetz, daß nicht geohrfeigt werden darf, wenn intellektuelle Sudler in solchem Ton über Menschen reden dürfen, in denen beim Schreiben noch etwas vorgeht. Dieser von einer kleinen Rache zermarterte Berliner Seminarschmuck, sonst von nichts als höchstens vom Gefühl seines Nichts ausgefüllt, will nichts weiter als in einer äußerlich auf Fortdauer angelegten Drucksorte Menschen, die er für langlebiger hält als sich, antrenzen. Das wollen sie alle, die Journalisten, denen durch eine lächerliche Verteilung der kritischen Gewalt es ermöglicht ist, in Literaturgeschichten, Jahrbüchern und Lexika den Dreck abzulagern, der den Zeitungen zuviel wird. Sie haben aber ihre Rechnung ohne mich gemacht, der jede dieser Unflätigkeiten wohl aufhebt und die Razzia auf Literarhistoriker mit umso größerem Schwung fortsetzen wird, je länger die durch die Reizungen des Tages verschuldete Pause dauert. Ich will ihnen schon einen Geschmack für persönliche Geistesbetätigung beibringen, damit sie sie künftig doch lieber mir als dem Aphoristiker Blumenthal zusprechen! Ich würde, um mir Arbeit zu ersparen — man glaube es endlich, daß ich glücklich wäre, wenn mir die Welt ein Jahr Schonzeit für sie gönnte —, ich würde diesen Zeitgenossen den Rat geben, sich freiwillig

aus dem Seminar in den Abort zurückzuziehen, wo sie unkontrolliert machen können, was sie wollen. Sie sollten sich nur ja nicht damit belügen, daß die Blamierungen ihres Treibens auf 1913 und auf Wien beschränkt bleiben. Ich kann die Verbreitung der Fackel in Deutschland und dort, wo Deutsche wohnen, nicht hindern. Was ich tue, muß ein Richard M. Meyer auf Schritt und Tritt spüren, während ich von seinem Benehmen nichts erführe, wenn nicht Briefe von deutschen Lesern mich über die Kulturentwicklung auf dem Laufenden hielten. Der Meyer — der ganz kleine, im Gegensatz zum ganz großen Meyer, der aber auch nicht besser beraten ist — hält mich für einen Gauner. Ich erfahre es aus dem folgenden Bericht, der mir aus »Oetzsch bei Leipzig, 6. November 1913« geschickt wird.

... Sie haben sich zwar Zuschriften in der Fackel verbeten, Ich glaube es aber auch vor Ihnen verantworten zu können, daß ich Sie von der Be— bzw. Mißhandlung Ihres Künstlertums durch Richard M. Meyer in einem soeben erschienenen Werke, »Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung« betitelt, in Kenntnis setze. Zu diesem Sammelwerk hat R. M. Meyer das Kapitel »Literarische Kunst« abgeliefert, das ich um der darin enthaltenen »Beurteilung« Ihres Aphorismenbandes »Pro domo et mundo« willen Ihnen zuschicke. Ich sehe den Zerfallsprozeß noch nicht so weit vorgeschritten, daß man den Kampf gegen die Fäulnisbrut aufgeben müsse.

Gestatten Sie mir nur noch, Ihnen herzlichst zu danken für Ihre Hilfe im Kampfe um die geistige Selbstbehauptung. Kierkegaard, der letzte große religiöse Genius, und Sie halten mich wach in einer dumpfen Welt. In einer Stadt von über ½ Million Menschen sind nicht so viel Stimmen, laut genug, Sie hierher zu rufen. Leider bin ich zu arm, um nach Dresden zu Ihrer Vorlesung zu kommen. Doch bin ich voll Dankes, daß mir die 'Fackel' zugänglich ist. In Ehrerbietung ...

Ich habe mir Zuschriften verbeten, weil auf tausend Zumutungen des Irrsinns nur eine kommt, die beweist, daß Zeitgenossen auch Menschen sein können. Dieser da mag unbesorgt sein. Ich werde auch in Leipzig die Kastrierung des Richard Mose Meyer vornehmen.

Unbefugte Psychologie

Das 'Zentralblatt für Psychoanalyse' und sonstigen Unfug brachte im 12. Heft des III. Jahrgangs auf anderthalb Seiten einen unbefugten Nachdruck von Aphorismen aus Nr. 376 / 377 der Fackel, »die wir« — schrieb es — »hier ohne jede Polemik wiedergeben wollen«. Schade. Unter den Aphorismen, die so in die Umgebung der besten Scherze aus der psychoanalytischen Ordination kamen, befanden sich auch Sätze, denen füglich selbst der psychoanalytische Wahnwitz keine Beziehung zu seinem Problem imputieren könnte. Worte wie: »Man kann eine Frau nicht hoch genug überschätzen« waren unter dem Titel »Aphorismen über die Psychoanalyse« wiedergegeben. Aber warum soll man, wenn schon einmal die Libido zum Nachdrucken erwacht ist, sie verdrängen und nicht den ganzen Komplex von Aphorismen glatt herübernehmen? Einen autorrechtlichen Schutz gegen eine Verstümmelung des Gedan-

kens, die den Text schont, gibt es nicht, und so blieb nichts übrig, als das Eigentumsrecht an dem Text zu reklamieren und den Seelenforscher auf das Titelblatt der Fackel zu verweisen. Er berief sich zu seiner Entschuldigung darauf, daß er »immer auf das Innere losgehe und die äußere Hülle vernachlässige«. Aber diese psychoanalytische Gründlichkeit, die an und für sich ein Fehler ist, macht umso weniger straffrei, als der Vermerk »Nachdruck verboten« auch wiederholt im »Innern« zitiert und besprochen war, und es bedürfte weder der Beachtung des Umschlags noch des Vermerks selbst, um von Anstands und Gesetzes wegen einen Nachdruck, um dessen Erlaubnis nicht angesucht wurde, zu einem unerlaubten zu machen. Dies hat der Herausgeber des 'Zentralblatts', der immerhin einsah, daß man nicht zu stürmisch auf das Innere losgehen dürfe, auch zugegeben, er bat scherzhaft um eine »angemessene Strafe« und erklärte sich bereit, den für den unbefugten Nachdruck verlangten Betrag einem »philanthropischen Zwecke« zuzuführen. Die angemessene Strafe hätte sich am besten in der Wahl des Zwecks ausgedrückt: wenn man sich für einen Kinderschutz—Verein oder etwa für einen zu errichtenden Fonds zur Unterstützung verarmter Opfer der Psychoanalyse entschieden hätte. Von solcher Härte wurde aber abgesehen und nicht so sehr auf Strafe als auf ein Nachdruckshonorar erkannt, welches mit 50 Kronen — schon mit Rücksicht auf die odiose Umgebung der nachgedruckten Aphorismen — gewiß nicht zu hoch bemessen wurde. Der Herausgeber des 'Zentralblatts' wurde hierauf vom Rechtsanwalt aufgefordert, diesen Betrag abzureagieren, der, wie ihm mitgeteilt wurde, für Frau Else Lasker—Schüler bestimmt war, für jene Dichterin, die, wiewohl sie weit mehr für die Menschheit leistet, mit ihren eigenen Träumen auch nicht annähernd so viel verdient als ein Psychoanalytiker mit fremden.

Soweit wäre die Sache in Ordnung. Unerledigt bleibt eine Angelegenheit, die der Herausgeber des Zentralblattes für Psychoanalyse, am Schlusse seines Briefes ohne mein Hinzutun berührt:

... Zugleich erlaube ich mir Ihnen eine Arbeit einzusenden. Eine flüchtige Einsicht wird Sie überzeugen, daß ich mich gegen die großen Gefahren und Fehler der Psychoanalyse nicht verschließe. Ich habe mich auch bemüht, die lächerlichen Übertreibungen zu mildern und schließlich von der Analyse nur den Weg zu behalten und nicht die Methode.

Die Parteiungen innerhalb jener Menschenklasse, die der Psychoanalyse aktiv oder passiv — was zumeist auf dasselbe hinausläuft — zugänglich ist, interessieren mich wenig. Es ist klar, daß bei den intellektuellen Bestrebungen alles so ausgehen muß, daß immer einer noch gescheiter ist als der andere. Die Psychoanalyse — dieses neueste Judenleid, die älteren haben noch Zucker — kann von mir nur als ganze betrachtet werden, aber, trotz aller Terminologie, nicht als die Wissenschaft, sondern als die Leidenschaft der zu keiner andern mehr fähigen Generation. (Diese Wendung ist mit Recht doppelsinnig: die Generation ist weder zu einer andern Leidenschaft noch zu einer andern Generation fähig.) Die ganze Richtung paßt mir sehr, weil sie dorthin führt, wohin der Mist gehört. Psychoanalytiker sind immer zugleich Ärzte und Patienten, und sie können als Ärzte geheilt werden. Auch das gelingt nicht völlig. Wenn aber solche Bekenner vor mir mit der Versicherung brav tun, daß sie »nur den Weg« beibehalten haben, so zeigt das, wie schlechte Psychologen die Psychoanalytiker in Wahrheit sind. Nicht nur weil sie glauben, daß ich für Nuancen innerhalb der unbefugten Seelenforschung Verständnis habe, sondern auch weil sie mich im Allgemeinen Kaptivierungsversuchen für zugänglich halten. Aber weder, daß einer dem Professor Freud abtrünnig wird, noch

daß er mirs mitteilt, kann ihn mir sympathischer machen, und die Versicherung, daß er »ein eifriger Leser der Fackel« sei und als Hörer — er ist auch Hörer, ich höre — eine meiner Ausführungen »treffend« gefunden habe, könnte bei mir viel eher schaden als nützen, wenn nicht auch ich immer auf das Innere losginge und dieses schon wertlos genug fände. Wiewohl ich viel zu tun habe und eigentlich einer eingesandten Arbeit prinzipiell mißmutig gegenüberstehe, muß ich doch zugeben, daß das Anstreichen von Stellen eine gewisse Erleichterung bietet, für die ich dankbar bin, ohne aber durch solche Gefühle mein Urteil beeinflussen zu lassen. Eine flüchtige Einsicht überzeugt mich zunächst und hauptsächlich davon, daß das Deutsch, in welchem diese Leute ihre Ordinationswitze vorbringen, eines ist, das von schlecht verdrängten Jugendeindrücken wimmelt. Wie aber die Psychoanalyse aussieht, wenn man ihre lächerlichen Übertreibungen mildert und — im Januar 1913 — von ihr nur den Weg behält und nicht die Methode, zeigen jene »Beobachtungen«, die im Septemberheft des 'Zentralblatts' meine Aphorismen umgeben. Ein Herr berichtet dort mit vollem Namen — Psychoanalytiker bleiben nie anonym — »zur Psychologie der Kinderstube«. Der Mann heißt — das gehört in meinen Traum von der Psychoanalyse — Niedermann:

Nachdem an einem Morgen meine Frau *umsonst* nach dem Nachtopf meines 5½jährigen Töchterchens gesucht hatte, wurde es selbst nach dessen Verbleib gefragt. Es holte den Topf hinter dem Ofen hervor und erklärte: »Ich habe ihn versteckt, damit ihr ihn nicht ausleert. Dann mache ich immer mehr hinein, und dann wird er immer voller. Er soll einmal so voll werden wie der Eurige.«

Soviel aus Kindermund. Über einen interessanten Fall von Nekrophilie aus seiner Praxis — interessant durch »ein determiniertes Versprechen« — weiß der Herausgeber des Zentralblattes, selbst auszusagen:

Ein Kranker, der an nekrophilen Instinkten leidet, sagt: Ich werde heute beim *Friedhof* speisen. Das Restaurant heißt aber *Riedhof*. Damit erscheint das Versprechen nur oberflächlich motiviert.

Sehr wohl. Denn so witzig das Unbewußte eines Nekrophilen sein mag, ausgerechnet den Scherz dürfte eher das Bewußte des Arztes gemacht haben.

Aus dem weiteren Materiale ergibt sich folgender Zusammenhang: Er interessiert sich für eine Dame, von der er weiß, daß sie von Dr. *Samenhof*, dem Erfinder des Esperanto, der Augenarzt ist, behandelt wird. Er hatte plötzlich den Gedanken, daß Dr. *Samenhof* der Dame den Hof machen würde. Ein ganz unmotivierter Gedanke, der nur sein latentes Mißtrauen und seine Eifersucht verrät. Wenn er sie bei einer Untreue ertappen würde, so wäre das ihr Tod. Sicher der Tod seiner Liebe. (*Friedhof*!) Der Name *Samenhof* ergibt weitere Assoziationen. Er leidet unter der Angst steril zu sein. Er untersuchte seinen Samen und fand lebende Spermatozoen. Aber er ist ein Zweifler. Er kann sich ja geirrt haben und sein *Samenhof* ist nur ein *Friedhof*. Er dachte an die Möglichkeit der Gravidität dieser Dame, die ihm aus ökonomischen Gründen unangenehm wäre.

Nun möchte man schon Atem holen und meinen, der Weichselzopf sei zu Ende geflochten. Nun juckt uns allen, die wir suggestibel sind, die Kopfhaut. Nun möchte man glauben, der liebe Gott sei schon müde, eine Welt erschaffen zu haben, deren Bewegung ein Dreh ist. Aber es ist wohl nur mein Widerstreben gegen eine gesunde Psychologie, und dieses Widerstreben ist verdächtig. Die Analytiker rufen hinter jedem, dem es vor ihnen graust: »Aha, der bekannte Widerstand!« Denn Harmonie hat vor dem Mißklang etwas zu

verbergen. Haß macht sich verdächtig, wenn er sagt, daß Liebe nicht von den Filzläusen komme. Ich bin ein Neurotiker, der den Arzt fürchtet: das bekannte Symptom! Vor der Psychoanalyse gibt es kein Entrinnen; ich gebe es zu. Der Zweifler schützt sich vor dem Glauben. Wer aber rettet sich vor dem allumfassenden Zweifel? Das einzige, was ich bewußtermaßen von der Psychoanalyse zu fürchten habe, ist unbefugter Nachdruck. Gewiß, aber wer garantiert für mein Unbewußtes? Davon weiß ich ja nichts, da wissen nur die Psychoanalytiker Bescheid. Die wissen, wo das Trauma begraben liegt, und hören das Gras über einem Komplex wachsen. Die Zwangshandlungsgehilfen sind überall zur Stelle; sie haben sich die Fälle Grillparzer, Lenau, Kleist und Ibsen nicht entgehen lassen, und vor Goethes Zauberlehrling waren sie nur uneinig, ob hier Masturbation oder Bettnässe »sublimiert« sei. Sage ich ihnen, daß sie mich gern haben können, so habe ich eine anale Zone. Kein Zweifel, sagen die Zweifler, mein Kampf ist die Auflehnung gegen den Vater, und das Inzestmotiv lauert hinter jeder meiner Zeilen. Der Schein spricht gegen mich. Vergebene Mühe, meine Alibido nachzuweisen — sie haben mich erwischt! Grüßt einer — ich bitt Sie heutzutage — einen Leichenzug, so ist er nekrophil veranlagt. Ist einer aber nekrophil veranlagt, so höre man, was sein Unterbewußtsein für Stückeln spielt:

Doch das Versprechen hat auch Beziehungen zu mir. Er fragte mich, was das zu bedeuten habe, er leide unter der Zwangsvorstellung, sogar einem Zwangsimpuls, mir und anderen Männern *die Hand zu küssen*. Das *Restaurant Riedhof* läßt auf Beziehungen zur *Mundzone* schließen. Vor einigen Tagen hatte er die Phantasie, er mache einem Manne eine Fellatio! Gestern bestellte er im Restaurant unvermutet *Kaviar!* (Samen der Fische!) Dann einen *Hering!* Absonderliche Gelüste, die er sich nicht erklären konnte. Sein Mund soll ein Friedhof sein, er will die Spermatozoen vernichten. (Fellatio!)

Jetzt gesteht er, er wollte mir gestern ein Geschenk kaufen. Eine Ausgabe von Eugen Dühring in Esperanto. Er verspricht sich wieder, denn er meint Albrecht Dürer. Dühring ist ihm aus einem Werke bekannt: Der Ursprung der Syphilis. Die Syphilis ist ihm aber ein Symbol des Verbotenen, Schmutzigen, also auch der Homosexualität. Er will mir seine Liebe erklären und zwar in der mir unbekanntem Sprache des Dr. Samenhof. Weitere Determinationen müssen hier entfallen.

Schade. Es ist eben die gemilderte Psychoanalyse. Man hätte sonst mehr über diese Wissenschaft erfahren, und welche Kalauer das Unbewußte der Patienten noch machen kann, wenn der Arzt in seinen freien Stunden Feuilletons und Ischler Plaudereien schreibt. Man hätte, um eine seiner Wendungen zu gebrauchen, erfahren, was »am Grund der Seele wohnt«. Denn es ist identisch mit allem, was am Alsergrund ¹ wohnt.

Ich kann mich mit dieser Gegend nicht verständigen. Die Sprache des Dr. Samenhof ist mir unbekannt, aber wenn man es mir auf psychoanalytisch sagt, so bekomme ich die Neurose. Ich leide unter der Zwangsvorstellung, manchen Menschen nicht die Hand zu küssen, sondern einen Fußtritt zu geben. Denn die Iphigenie ins Esperanto zu übersetzen, ist der Versuch von Kaufleuten, die wissen, daß es in dieser Welt auf schnelle Verständigung zwischen Angebot und Nachfrage ankomme. Aber die Iphigenie ins Psychoanalytische zu übersetzen, ist der Versuch der Reblaus, neben der Sonne in Ehren zu bestehen, wenns um einen guten Wein geht. Ausgerechnet den siebenten

1 Wiener Stadtteil mit Irrenanstalt

Tag, an dem Gott der Ruhe pflegt, benützt der Analytiker, um zu zeigen, daß die Welt nicht von Gott sei. Er kann nicht anders. Er unterscheidet sich vom Teufel dadurch, daß er von Gott nicht abfallen kann, ohne ihn zu leugnen. Nur so kann er, was nicht vorhanden ist, behaupten: sein Ich. Helden und Heilige darfs nicht geben, weil sonst am Ende der Schleim lebensüberdrüssig würde. Das Weibmaterial, das in einer Zerfallszeit nicht mehr imstande ist, Anmut zu bilden, fliegt in der Welt herum und taugt eben noch dazu, sich am Manne zu rächen. Das Weib analysiert den Mann, die Intelligenz den Geist, immer sie, weil sie nicht ist wie er. Und ihre Rache heißt: er sei wie sie. Dies ist die wahre und einzige Psychoanalyse: das verschmähte Femininum, nicht mehr tauglich, den Mann anzuregen, überträgt den tief gefühlten Mangel auf ihn und ruft ihn beim eigenen Namen. Ein Echo, das nicht mehr antwortet, und darum glaubt, die Stimme sei sein Echo. In der dem Schöpferwillen zuwiderlebenden Entwicklung, im jüdischen Lauf der Welt Dinge, dringt die Schwäche immer sieghafter ins Gebiet der Kraft vor. Sie weiß mit Intelligenz Bescheid, wie man ans Ende aller Tage kommt. Wenns der Journalismus nicht gemacht hat: ihr letzter, bis zur Verzweiflung hoffnungsvoller Aufstand heißt Psychoanalyse. Den unbewußt erliegenden Scheinmächten Staat und Kirche geschieht kein Unrecht.

Notizen

Zu meinem psychoanalytischen Abenteuer sei mitgeteilt, daß nicht nur in dummen Witzblättern — in nichtwissenschaftlichen —, sondern auch in der 'Zeitschrift des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller', lange nach der Aufklärung durch die Fackel, die Notiz fortwuchert:

Für Else Lasker—Schüler hatte ein Komitee von klangvollen Namen (Pauline Fürstin zu Wied, Helene Fürstin Soutzo, Selma Lagerlöf, Karin Michaelis, Richard Dehmel, Karl Kraus, Adolf Loos, Peter Nansen, Prof. Walter Otto und Arnold Schönberg) einen Aufruf erlassen. Das Ergebnis waren 11 Mark 5 Pf. Man wird diese Ziffer als ein Kulturdokument nicht vergessen dürfen.

Der Aufruf war zuerst auf dem Umschlag von Nr. 366 / 67 der Fackel erschienen und ging von da in die Tagespresse außerhalb Wiens über. Sechs Wochen später ergab die Sammlung 4660 Kronen und in Nr. 370 / 71 wurde mitgeteilt, daß der Scherz durch die Tölpelhaftigkeit einer Berliner Zeitung entstanden war, welche die Summe von 11 Mark, die ihr übermittelt wurde, besonders und auffällig ausgewiesen hat, anstatt den Empfang den Spendern brieflich zu bestätigen und stillschweigend die Summe der Sammelstelle (Prof. Otto) zu überweisen. Drei Monate später — viel dürfte wohl nicht mehr hinzugekommen sein — tauchte die Notiz im Fachblatt der Schriftsteller auf. Es weiß somit von der Existenz der Fackel genau so viel wie das im gleichen Verlag erscheinende 'Literarische Echo'. Das deutsche Publikum, das die Wortführer dieser Fachjournalistik füttert, hat sich ja im Fall Lasker—Schüler nicht sehr angestrengt. Aber Ziffern, die sich berichtigen lassen, sind immerhin noch bessere Kulturdokumente als Zeitschriften, die die Wahrheit durch die Lüge berichtigen.

* * *

Das Berliner Tageblatt vom 4. November meldet:

Elsa Galafres wird an Ihrem *österreichischen Dichterabend* am Montag, den 1. Dezember, Skizzen und Novellen von Rittner, Strobl, Molo, Karl Kraus und Peter Altenberg, sowie Gedichte von Ginzkey, Wildgans, J. J. David, Hans Müller, Rilke und Otto König im Harmoniumsaal vorlesen.

Das ist übertrieben. Frau G. wird zwar Arbeiten von den Herren Strobl, Molo, Ginzkey, Wildgans, Müller und König, vielleicht sogar solche von Altenberg, Rilke, David und Rittner vorlesen, aber keine von Karl Kraus. Er hat ihr vor viereinhalb Jahren — also zu einer Zeit, da er noch nicht selbst seine Schriften vorlas und nach Überwindung schwerer Bedenken — die Erlaubnis zum einmaligen Vortrag der »Welt der Plakate« im »Verein für Kunst« erteilt. Dies, weil die Schauspielerin, die damals an einer Wiener Bühne engagiert war, Mut bewies und trotz der Warnung des Autors, der ein bekannter Kenner der einschlägigen Verhältnisse ist, bei ihrem Vorsatz blieb. In Berlin ist der Beweis von Tapferkeit vor dem Wiener Feind überflüssig, heute ist der Autor mehr als früher der Ansicht, daß weder die »Welt der Plakate« noch irgend eine andere seiner Arbeiten von einer Dame gesprochen werden könnte, und er wünscht nichts weniger, als an einem »österreichischen Dichterabend«, also in übler Umgebung, vorgeführt zu werden. Dies wurde der Vortragenden mitgeteilt, muß aber, da es zwar beachtet, aber die Zeitungsmeldung, die noch unerwünschter ist als der Vortrag, nicht berichtet wurde und Berliner Freunden der 'Fackel' es in der Seele weh tut, hier wiederholt werden.

* * *

Die Reichspost' vom 28. Oktober berichtet über einen sonderbaren »Rudolf Holzer—Abend«:

... Aber nicht nur unterhaltend war dieser Abend, sondern auch ganz besonders lehrreich, denn man sah, daß es doch noch möglich ist, daß sich Begabung durchzusetzen vermag. Holzer hatte in seinen einleitenden Worten über den Durchfall seiner Jugendarbeiten mit einer äußerst sympathischen Selbstkritik gesprochen, wobei dem Publikum ein ungetrübter *Tiefblick in die Praktiken der Art, Theater zu führen*, gewährt wurde und wobei man erfuhr, wie es seinem Stücke »Frühling« erging, das in Nürnberg und Linz vom Publikum sehr angenehm aufgenommen wurde. *Und noch freundlicher wirkte es*, als Holzer der Person seines *einstigen Gegners im Gerichtssaale, Karl Kraus*, gedachte, *der sich das dem Autor zugefügte Unrecht viel Geld kosten ließ, der juridisch verurteilt werden mußte, sachlich aber, wie Holzer nach Jahren erkannte, im Rechte war*. Aus den Arbeiten und der ganzen Person dieses jungen Schriftstellers spricht eine gewisse verhaltene Energie ...

Ich las den Bericht auf einer Reise. Oderfurt ist eine Telegraphenstation. Die 'Reichspost' des nächsten Tages berichtete:

Karl Kraus und Rudolf Holzer.

Eine Erklärung des Herausgebers der 'Fackel'.

Unser heutiges Morgenblatt enthielt einen Bericht über einen »Rudolf Holzer—Abend«, auf dem der Schriftsteller Holzer einen Vortrag hielt, dessen im Berichte erwähnter Schlußpassus sich auf

einen vor zwölf Jahren durchgeführten Preßprozeß Bukovics—Bahr contra Karl Kraus bezog. Zu dieser Stelle im Berichte sendet uns nun Herr Karl Kraus aus Oderfurt nachstehende Erklärung:

»Ersuche richtigzustellen, daß ich *niemals* Gegner des Herrn Holzer im Gerichtssaal war und niemals mir ein ihm zugefügtes Unrecht viel Geld kosten ließ, sondern daß der Autor Holzer, dessen ich mich gegen den Volkstheaterdirektor angenommen hatte, 1901 *Zeuge* war und daß sich somit *seine heutige Erkenntnis von meinem sachlichen Rechte* auf seine damalige *Aussage* bezieht.

Karl Kraus.«

Damit ist die Sache, bis auf den Punkt, daß »Karl Kraus und Rudolf Holzer« weder ein Stück zusammen geschrieben noch miteinander Rom gegründet haben, so ziemlich geordnet. Unklar bleibt nur, ob der Referent schlecht gehört, weil Herr Holzer so leise gesprochen hat wie 1901, oder ob der Autor, der endlich den Tiefblick in die Praktiken der Theaterführung gewonnen hat, mit dem ich ihm damals vergebens zu Hilfe kam, wirklich Zeugenschaft und Gegnerschaft verwechselt hat. Auf die Frage des Vorsitzenden, was er sich denn über mein Eintreten für seine Angelegenheit gedacht habe, erwiderte Herr Holzer — die einzigen Worte, die er laut hervorbrachte —: »Ich habe mir gedacht, Herr Kraus mischt sich in Dinge, die ihn nichts angehen«, und sah den Theaterdirektor an, der seinem Autor mit einem erfolgverheißenden Nicken zustimmte. Solche Zeugenschaft war noch immer nicht Gegnerschaft; sie war aber der Wahrheitsbeweis für meine Behauptung von der einschüchternden Macht der Theaterdirektoren. Ich hatte den Autor nie gekannt, mich seiner angenommen und wurde verurteilt. Ob es aus juristischen Gründen geschehen mußte, dürfte sich noch nach zwölf Jahren der Beurteilung eines Zeugen, der ja inzwischen kräftiger geworden ist, entziehen. Daß ich sachlich im Rechte war und mir ein dem Autor — doch nicht von mir? — zugefügtes Unrecht viel Geld kosten ließ, ist eine anständige Erkenntnis. Wir wollen es dabei bewenden lassen und den Autor, Zeugen und Gegner nach so vielen Jahren gern darüber beruhigen, daß nicht seine Haltung — er war damals ohnmächtiger als ich — den Schuldspruch bewirkt hat, sondern daß die Ungeheuerlichkeit den Geschwornen durch die Beteuerung leicht gemacht wurde, daß ich den Klägern »das Geschäft störe«, die auch ihrerseits versicherten, daß ich mich in Dinge mische, die mich »nichts angehen«. Das war nur zu wahr; ich war geschäftlich an der Entwicklung der Volkstheaterdinge nicht beteiligt. Schwamm drüber. Ich möchte Herrn Holzer jetzt nur noch ans Herz legen, daß er künftig zwar mit verhaltener Energie, aber doch nicht zu fest in der Literatur oder in Erlässen auftreten möge. Daß er sauberer ist als das Geschmeiß von verdorbenen Strichjungen, die heute in Wien Schreibarbeiten verrichten und die im Gerichtssaal vielleicht lauter, aber nicht männlicher sich gebärden würden, glaube ich gern. Und damit Schluß und den Schwamm drüber, als den sich ein junger Autor manchmal aufführt, wenn er Zeugenschaft ablegen soll gegen seinen Bedränger und Partei nimmt gegen seinen Beschützer. Der seltene Fall, daß einer nicht nur verurteilt wird, weil er recht hat, sondern daß durch die Verurteilung sein Recht erst bewiesen wird, ist schon »viel Geld« wert. Es war mehr als der Jahresgehalt des Vorsitzenden. Aber Herr Bahr ist nicht mehr Theaterkritiker. Ich danke Herrn Holzer für sein Bekenntnis, das sich hinter einem unklaren Bericht doch zur Geltung bringt. Nicht immer wird Jugend und gar jene, deren Schwäche, an mir entbrannt, in hysterischem Haß Tatbestände leugnet, verzerrt oder erlügt, solcher Reue fähig sein.

'Der Berliner Dienst', eine Korrespondenz, der alle verstümmelten Zitate aus der Fackel in reichsdeutschen Blättern zu verdanken sind und deren unterstützende Tätigkeit schon einmal heftig abgelehnt wurde, erbittet neuerdings ein Freixemplar und verspricht dafür, »Propaganda zu entfalten«:

Es muß Ihnen daran gelegen sein, daß Ihr Blatt möglichst oft in der deutschen Presse genannt wird. Da wir die Berliner Redaktion von etwa 350 deutschen Zeitungen sind, darunter die ernstesten Blätter des Reiches, sind wir in der Lage, Ihnen für die Verbreitung Ihres Blattes ganz außergewöhnlich zu nützen. Eine ganze Anzahl bedeutender Blätter sendet uns bereits die einzelnen Nummern *möglichst schon in den Aushängebogen* vor dem Erscheinen, *was wir auch Ihnen zur Überlegung empfehlen.*

Ich werde es mir überlegen. Aber mit mir ists schwer; es scheint ein Fall vorzuliegen, wo sowohl Hopfen wie Malz verloren ist. Wenn ich's nicht selbst täte, könnte ich's ja gar nicht fassen, wie man so seinem Glück im Wege stehen kann. Zweitausend Exemplare der Fackel, die nach Deutschland gelangen könnten, würden mich seltsamerweise für eine verdruckte Zeile, die es bewirkt hat, nicht entschädigen. Aber um einmal von Geschäften zu reden, will ich sämtlichen deutschen Zeitschriftenschmierern, die »Propaganda« gern haben, verraten, wie's damit steht. Zu einer Zeit, da der ahnungslose Verlag der Fackel die Verbreitung in Deutschland zwar nicht betrieb, aber als eine logische Möglichkeit nicht von sich wies, wurden einst drei ganze Seiten — aus der Harden—Erledigung — als Feuilleton von mindestens dreitausend reichsdeutschen Blättern (via Köln) nachgedruckt; daß es so viele gewesen sein müssen, bewiesen die zirka 800 Ausschnitte, die die Büros einsandten. Diese Propaganda — man kann bekanntlich auch für Geld die Aufnahme eines Artikels in einer Tageszeitung erwirken — hätte, wäre sie nicht gratis erfolgt, einer zielbewußten Administration mindestens 100.000 Mark gekostet. Das Ergebnis waren zehn Karten mit der Bitte um ein Probeheft; wie viel Abonnements die letzte Folge waren, entzog sich meinem Interesse. Seit damals ist es mein Ehrgeiz, von den Ausschnittbüros nur jene Ausschnitte anzunehmen, in denen eine Frankfurter Ehebruchsgeschichte aus der in Frankfurt erscheinenden »Fackel« zitiert wird. Solcher Literatur kann solche Propaganda noch helfen. Ich verzichte ein für allemal auf den Berliner Dienst in jeder nur irgend möglichen Form und werde, so ärgerlich mir ehemals die Unlogik einer unterlassenen Verbreitungsmöglichkeit schien, ebenso freudig jede sich bietende Gelegenheit abstoßen. Wer auch nur eine Zeile aus der Fackel abzdrukken wünscht, darf auf solche Grobheiten gefaßt sein, daß ihm die Lust künftig vergehen wird. Die Leute in Wien glauben nach fünfzehn Jahren, daß ich Übelstände im Beiwagen der Elektrischen beleuchte: da wird man die in Magdeburg in Versuchung bringen. In Wien ist der älteste Leser eine Kalamität, die eines Tages mit der Frage losbrechen könnte, ob ich eigentlich die Presse abschaffen oder nur verbessern wolle: da wird man auf Zuzug aus Aachen Wert legen! Lieber den Fernsten und Dummsten, die immer noch Talent zum Auditorium haben, etwas vorlesen, als Geschriebenes in der Hand der Nahen und Intelligenten wissen!

Nur der Neuen Freien Presse, in die ich seit jeher um jeden Preis kommen will — sie läßt sich aber nicht bestechen —, nur der nehme ich Nachdruck nicht übel. Sie hat's nun einmal auf meine Aphorismen abgesehen, läßt sie bald von dem, bald von jenem Feuilletonisten zitieren, aber da es natürlich ohne Angabe der Quelle geschieht, ist die Ehre umso größer. Im Büchmann steht noch nichts von mir, wiewohl ich viel bessere Sätze geschrieben habe, als viele von denen sind, die im Büchmann stehen. Aber wenn ich in den Volksmund eingegangen wäre, könnte ich auch nicht auf Angabe der Quelle bestehen. Noch populärer als der Volksmund, wenn auch ungewaschener ist hinten — Süß ist dein Mund — die Neue Freie Presse. Dort konnte ich neulich gefunden werden, ist das nicht hübsch, ist das nicht schön? Dort, wo die Isr., wenn sie intell. sind, ein gemütl. Heim suchen: hat man je so was gesehen? Nun, daß mitten ins Familienleben die Prügelmasseusen und die Gleichgesinnten eindringen, muß die Administration nicht bemerken, wenn sie ein Auge zudrückt. Aber beide sollte sie offen haben, damit nicht so etwas wieder vorkommt, daß ein erst zwanzigjähriger Isr. — so jung und schon Leser meiner Schriften — eine Liaison unter der Chiffre »Man lebt nicht einmal einmal« sucht. Was denkwürdiger ist: daß solche Kundschaft mich zitiert oder daß der edle Teil der Neuen Freien Presse so verletzt wird, ist schwer zu entscheiden. Ich bin gegen die rabiatesten Mißverständnisse wehrlos, aber die Administration könnte sich durch Lektüre von »Sprüche und Widersprüche« gegen Überraschungen schützen. Es geht nicht an, daß eines Tages irgendwo gedruckt wird: Wie sagt doch der Dichter?, und auf die Frage: Wie heißt doch der Dichter? keine Antwort erfolgen kann. Es würde sich empfehlen, Geschlechtsannoncen, deren Chiffre ein Ausspruch ist, grundsätzlich abzulehnen. Denn abgesehen von der Chiffre »Raum ist in der kleinsten Hütte«, die bestimmt nicht von mir ist, kann man nicht vorsichtig genug sein. Blamagen im Text gehen nicht ins Geld. Aber wenn's einmal hinten drunter und drüber geht, wenn auch dort kein Verlaß mehr ist — was dann? Es gibt noch konfessionelle Interessen, die ihre Protestversammlung wert sind. Hier sind sie in Gefahr.

* * *

Vorlesungen wurden abgehalten in: Mährisch—Ostrau (Deutsches Haus) am 28.; Czernowitz (Deutsches Haus) am 31. Oktober; Triest (Schillersaal) am 7.; Pola (Riviera—Saal) am 8.; Graz (Landschaftlicher Rittersaal) am 10. November.

*

In der Provinz, wo der Charakter noch nicht auf den Journalismus draufgegangen ist, wo Druckerschwärze noch nicht auf das Wesen abgefärbt hat und nichts weiter als das vorhandene Mittel bedeutet, ein ordentliches Gefühl des Privatmannes mitzuteilen, erscheinen vor und nach jeder Vorlesung größere Aufsätze, die, in den seltensten Fällen von Berufsrezensenten und fast immer, in Empfänglichkeit und Ausdruck, auf einem höheren Niveau geschrieben sind als alles, was vom Referatpöbel der Großstädte zu erwarten wäre. Was hier bestenfalls die Aussage über Furcht und Hoffnung des in Verhältnisse und Beziehungen verstrickten schlechten Gewissens wäre, das sich nur durch Routine »aus der Affäre« zieht, ist dort der Versuch, geistige Gefolgschaft zu bekennen und sich mit Worten eines Eindruckes würdig zu zeigen. Es ist nicht mehr möglich, diese Stimmen, die sich wie durch eine Betriebsstörung in den Preßmechanismus verirren und von denen manche nicht nur als Urteil über den Vorleser, sondern auch als Selbstanzeige der Bescheidenheit hörensenswert ist, auch nur im Auszug wiederzugeben. Dafür, daß sie nicht ganz

verloren gehen und gegen eine Gottseidank schweigende Großstadt zeugen können, ist gesorgt. Hier sollen sie künftig nur zitiert werden, wenn sich Pendants an Ort und Stelle ergeben. Kritiken, die nichts weiter als den Beifall eines aus dem Publikum wiedergeben und wären sie ein noch so guter Beweis für das Verständnis einer stofflich entrückten Hörerschaft, müssen unberücksichtigt bleiben. Diesmal sei nur darauf hingewiesen, daß in der 'Triester Zeitung' (8. November) einer zumal von der Art des Vorlesens eine Beschreibung gibt, zu der wohl keiner der Literaten, deren Profession solche Übung ist, imstande wäre, und daß im Brünner 'Mährisch—schlesischen Korrespondenten' (22. Oktober) einer auffallend Richtiges über die Situation des Publikums in meinem Hörsaal sagt und den Gedankengang von der Unmöglichkeit meiner Vorlesungen zu deren Berechtigung konsequent zu Ende geht. Keine der beiden Kritiken findet hier ihren Platz aus dem ehemals dienlichen Plan der Selbsthilfe. Die eine wird nur als Beispiel für eine Kritik zitiert, die andere als Beitrag zu dem nicht oft genug zu behandelnden Thema Publikum, das ich zum Schutz gegen das immer von neuem lebendige Mißverständnis vor jeder Vorlesung programmatisch anschlagen müßte.

Er liest Glossen, zuerst meist einen Zeitungsbericht, einen dieser nüchternen Berichte über ein Tagesereignis. Er liest ihn im Grundtone des Zeitungslesers, in seinem Tempo und Tonfall, mit Neugierde und mit dem Wunsche zu Ende zu kommen. Aber es blitzen schon die kritischen Lichter hinein. Das gesellschaftliche Getuschel flüstert dazwischen ... Und nun geht er der Erscheinung ins Herz. Er springt in sie hinein. Er geht ganz in sie ein. Er füllt sie aus bis in ihre letzten Ecken und Enden ... Er hört den Kinder- gesang in eine blutende Satire entstellt, die rührende Naivität des Kindermundes ist darin und unsere ganze moderne entstellende »Kultur« ... In ihrer ganzen realen Kraft, in ihrer feisten Gemeinheit hören wir die Stimmen des Alltages, sehen wir den Gestus der Straße, des Zeitungspathos, und dann überfällt er diese Halluzinationen in Ekel und Verachtung. Die Mücke wird zum Elefanten und, was er gerade so stark gestaltet, verröthelt unter seinen Stichen und Hieben. Wie schmerzvoll muß diese Art der Erkenntnis sein! ... Er liest 'Die chinesische Mauer'. Der letzte Akt eines Lustmordes wird zum Auftakt der Tragödie weiblicher Sinnlichkeit. Die Ketten und Fesseln der triebbindenden Moral breitet er aus in kühler und doch brennender Sachlichkeit und dann braust die gelbe Welle herein! ... Kraus liest dieses Stück mit einer Kraft, die geradezu in die Naturmacht selbst hinuntersteigt. »Die Schale des Zornes gießt er aus ins Meer und es ward Blut als eines Toten und alle lebendige Seele starb in dem Meere«, und das Wehe der Apokalypse ruft er mit heulender Gewalt ...

Dr. Erich Bien

* * *

Karl Kraus, nun von Stadt zu Stadt reisend, schleudert die Sätze, die seine unerhört plastische Bildnerkraft, die Gluthitze seines Geistes formt, einer nach Enthüllungen und Spektakeln lüsternen Menge entgegen. Und seine Satiren und Glossen, aus denen so ungeheure Energien emporlodern, Aufruhr und Wut und Empö-

rung, in denen unerschöpfliche Sprachkunst enthalten ist, trockene Gegenständlichkeit manchmal und manchmal wieder last romantische Abwehr aller Wirklichkeit — sie *üben ihre seltsame und erstaunliche Wirkung auf dieselben Menschen, deren Neigungen und Heucheleien, deren Verstellungen und Verlogenheiten sie brandmarken*. Karl Kraus müßte an der weithin reichenden Wirkung seiner Vorlesungen verzweifeln. Und fühlen, daß der Haß, der sich in starrem Schweigen kundgibt, seine geistige Physiognomie tiefer erfaßt als der begeisterte Jubel jenes Publikums, das ihm die Säle füllt und in ihm einen Mann von vielerlei Talenten sieht, ihn für einen amüsanten Vorleser hält, für einen impulsiven Schriftsteller voll Witz und voll bestrickender Äußerlichkeiten und bestenfalls für einen Polemiker von packender Aktualität und suggestiver Kraft. Denn das zuckende, blutende Leben, das Kraus in seine Arbeiten preßt, der hell leuchtende Geist, der endgültige Tiefblick, mit dem er klaffende Abgründe sehen läßt, der hetzende, vernichtende Sturm, der in seinen Sätzen tobt: diese ganze, aller Ornamente bare, aller Konvention und allen Tricks des Metiers weit, weit entrückte Kunst — sie tritt entweder vor der stofflichen Sensation vollständig zurück oder wirkt für die Dauer der Vorlesung einzig durch die ungeheure Wucht, mit der sich Kraus an seinen Vortragsabenden ihrer Neugestaltung hingibt. Und dies mag dann auch seinen Vorlesungen *Berechtigung* geben: *daß den Zuhörern* vor dem bitteren und furchtbaren Leiden, welches von dem Vorleser ausströmt, *die Ahnung aufdämmert*, keinen geistreichen und boshaften Witzbold vor sich zu sehen, sondern eine in katastrophalen Krämpfen erhebende Natur, die an der traurigen Unzulänglichkeit unserer Lebensformen oft bis zum Wahnsinn leidet, an ihr aber produktiv wird und sie in die Gefangenschaft unvergänglicher Sätze zwingt.

Kraus hatte für gestern »Eine Prostituierte ist ermordet worden« zu lesen versprochen, diese zu rasendem Taumel aufgepeitschte Verhöhnung der bürgerlichen Begriffe von Moral und Erotik, deren ekstatische Rhythmen sich zu einer prunkvollen Wortsymphonie zusammenschließen, deren jagendes Pathos Herzklopfen verursacht und an die nur wenig heranreicht, was in unserer Zeit geschrieben worden ist. Leider unterblieb die Vorlesung dieser fiebernden Sätze. Kraus las dafür andere seiner niemanden karesierenden, mit mathematischer Prägnanz ihr Ziel erreichenden Satiren und Glossen, deren aggressive Schönheit und Treffsicherheit er durch die künstlerische Forciertheit seines Vortrages noch stärker transparent machte. Jedem Stücke aber applaudierte das zahlreiche Publikum lebhaft. Auch jenen Stücken, die ihm die tiefe Verachtung des Vorlesenden kundgaben.

Dr. Rob. H.

*

Die Erinnerung an *Pola* wiederholt das Gefühl der Überraschung, in einem Staatsleben, dessen Ordnung die Trägheit und dessen Farbe die Häßlichkeit ist, eine sonnige Stelle zu finden. Die sittliche Kraft des Meeres würde nicht ausreichen, unter allen Österreichern Manneszucht zu halten, aber es gibt unter ihnen Menschen, die mit Recht dort unten wohnen und nicht dar-

über klagen sollten, daß es ihnen die Vorsehung erspart hat, auf diesem schwankenden Festland zu leben. Menschen, die innen so beschaffen sein müssen wie außen und die anzuschauen das Gefühl dieser Einheit bestätigt und hundertmal das Gefühl, daß der Militärhaß der Demokratie die Überlegenheit des Mißwachses über die Männlichkeit bedeutet. Es bedarf über eine klare und gute Sache nicht vieler Worte; ganz einfach: Die ästhetische Entschädigung eines Tages in Pola für ein Jahr in Wien, an und für sich nicht zu unterschätzen, berührt den tiefer liegenden Unterschied von Menschenwert und Fliegenplage. Ich habe schon manchem Auditorium öfter, aber nie einem mehr zu danken gehabt als diesem von Marineoffizieren gefüllten Saal. Denn nicht jedem Publikum verdankt man eine Hoffnung auf Staat und Menschheit. Keine Sorge, daß sie vorhält. Es ist nur ein Tag im Jahr, dann geht das Schiff und ich frage mich, wann ich den Schlußpunkt finde. Und da ich frage, antwortet einer neben mir: »Wo steht geschrieben, es brocht einer zum Leben haben zu müssen dreißigtosend, man kann auch leben mit zwanzigtosend!« »Ob man leben kann!« beruhigt ein zweiter. O der Piloten! Ich glaube, daß man *nicht* leben kann, aber ich weiß, daß die Fahrt zurück nach Österreich geht.

Glossen

REPRESENTATIVE MEN

Schließlich kommt einmal der Moment, wo wir uns darüber klar zu werden haben, daß und wie wir die Aufmerksamkeit Europas, die wir durch Unordnung, Betrug, Lärm und Korruption auf uns gelenkt haben, rechtfertigen müssen. Man geht nicht mehr an uns vorbei, man hat uns bemerkt, man weiß, wo wir liegen. Man weiß, daß wir nichts auf dem rechten Fleck haben, außer das Herz. Ehedem, wenn wir in der Fremde irgendwo mit zwei linken Füßen herumgestanden, die Einheimischen mit Fragen belästigt, Kellner durch fortwährendes Verabreichen von Trinkgeld verblüfft hatten und die Bemerkung zu hören bekamen: »Ach, der Herr ist wohl Österreicher?«, wurden wir verlegen. Wir wurden rot, wenn wir unerkant blieben und nur in unserer Nähe von Österreich die Rede war. Jetzt ist das alles anders geworden. Man hat draußen schon ungefähr eine Vorstellung davon, daß wir ein interessanter Staat sind, einer, dem die Einheimischen auswandern und der dafür um jeden Preis Fremde haben will. Einer, der sich kanadische Aussichtswagen anhängen läßt und für die schöne Gegend sich aufhängt. Einer, der von zehn Millionen Bürgern die Steuern nicht kriegen kann, die er braucht, um zwanzig Millionen Steuerbeamte aushalten zu können. Man weiß schon ungefähr. Und da beginnt man denn im Ausland sogar österreichische Zeitungen zu lesen, weil man ja doch aus den Zeitungen etwas über die kulturellen Bestrebungen erfährt und weil man, ehe man uns aufsucht, wissen will, wie wir aussehen. Da hört man in Moskau, Glasgow, Luxor und Singapore, daß in Wien infolge des Brandes einer Elektrizitätsgesellschaft das Licht teilweise ausgeschaltet war. Unangenehm!, sagt man. Man ist aber sehr gespannt, speziell zu erfahren, wie sie sich im Café Deierl durchgefrettet haben und daß fast der ganze Kerzenvorrat von der Firma Himmelbauer draufgegangen ist. In Singapore ist man darüber förmlich aus dem Häuschen. Alles möchte nach Wien, helfen, retten, mit Hand anlegen, damit der Fremdenverkehr nicht nur nicht unterbrochen werde, sondern im Gegenteil. Und da man schon mitten drin ist in

der Lektüre und alles, was Wien betrifft, sich wie ein Roman liest, so bildet man sich ein Urteil über die führenden Persönlichkeiten, die was dort sozusagen die Representative men sind. Darauf müssen wir gefaßt sein. Drei Wochen Wiener Zeitungslektüre müssen genügen, dem Ausländer ungefähr ein Bild davon zu geben, welche Männer wir am meisten verehren und für würdig halten, in irgendeiner Form der Nachwelt übergeben zu werden. Da kann denn kein Zweifel obwalten, daß zwischen einem gebildeten Mann in Tokio und einem Globetrotter, der schon überall, nur nicht in Wien war, weil dort sogar das Pflaster teuer ist, der folgende Dialog zustandekommt: »Es soll ein merkwürdiges Land sein.« »Gewiß, und sie sind sehr stolz darauf, daß sie gerade in diesem Lande geboren sind.« »Sie behaupten, daß ihr Blut besondere Vorzüge vor dem Blute anderer Völker hat.« »Das habe ich mir auch sagen lassen; sie haben ein besonderes Blut, das sie aber nicht in ihren Adern, sondern in ihrem Munde führen.« »Welcher Rasse gehören die Österreicher eigentlich an?« »Einer eigenen Rasse.« »Das ist sehr merkwürdig. Aber sagen sie nicht auch, daß Österreich das beste Land der Erde sei? Darin sollen sie einig sein, während sich jeder Österreicher für den besten Österreicher hält, ja für den einzigen Österreicher, und den andern für einen Landesverräter, und dadurch eben sollen die Zwistigkeiten entstehen, während sie sonst bekanntlich sehr friedliebend sind.« »Sie nennen es Pallawatsch.« »Was ist das, Pallawatsch?« »Pallawatsch ist eine fortwährende Revolution, die nie zum Ausbruch kommt. Es ist aber richtig, daß die meisten unter ihnen Landesverräter sind, und die es nicht sind, haben mit ihrem eigenen Staate nur die eine Verbindung, daß sie ihm die Steuern hinterziehen. Da aber jeder eine Individualität ist, kann man sie nicht unterscheiden.« »Hat man aber nicht dennoch gehört, daß unter ihnen markante Persönlichkeiten sind, die sich von den anderen abheben?« »Gewiß, und sie haben sogar einen Heroenkult eingeführt, durch den sie ihren führenden Männern Reverenz erweisen. Diese Zeremonie besteht darin, daß die Lieblinge des Volkes sich immer dort aufhalten, wo ein Gedränge ist, um es derart den immer gleichfalls anwesenden Augenzeugen zu ermöglichen, ihre vorzüglichen Eigenschaften zu bemerken und ihre Namen in die Zeitungen zu bringen.« »Ei laßt uns sehen, wer diese Auserwählten sind. Wer denn etwa ist der Mächtigste unter ihnen?« »Grünhut.« »Und der Populärste?« »Riedl.« »Der Umsichtigste?« »Dangl.« »Der Geistigste aber?« »Karpath.« »Der Tapferste?« »Klein.« »Wer hält in der Politik die Fäden in der Hand?« »von Singer.« »Wer wohl schmiedet Pläne für sie alle?« »Friedjung.« »Wer gibt Gott, was Gottes ist?« »Bahr.« »Und dem Kaiser, was des Kaisers?« »von Eisenhof.« »Wer ist der Schnellste, wenn einem schlecht wird?« »Charas.« »Wer schreibt das beste Deutsch?« »Trebtsch.« »Wer ist der beste Preisrichter?« »Gregori.« »Der beste Zeuge?« »Auch Gregori.« »Der größte Musiker?« »Der kleine Korngold.« »Der Tüchtigste überhaupt?« »Salten.« »Der Rührigste?« »Heller.« »Der Interessanteste?« »Gerstl.« »Der Idealste?« »Paul Wilhelm.« »Wer ist noch idealer veranlagt?« »Glücksman.« »Wer ist der Dämonischste unter ihnen?« »Birinski.« »Der Fescheste?« »Jeremias.« »Wer verbirgt sich hinter diesem Pseudonym?« »Ksch—sch, ein Offizier, das ist ein Geheimnis!« »Wer duldet das?« »Die vorgesetzte Behörde.« »Wer ist der genialste Porträtist?« »Conte Lippay.« »Sein Künstlername?« »Lipschitz.« »Der treffendste Karikaturist aber?« »Schönpflug.« »Der beste Schauspieler?« »Höbling.« »Und, da doch Wert nicht immer Anwert findet, der beliebteste?« »Storm.« »Wer ist der kunstsinnigste Förderer aller schönen Künste?« »von Dobenau.« »Wer aber unter den Dichtern der amouröseste Frauenkenner der Liebe, der was die prickelndsten Novelletten schreibt?« »von Hohenau.« »Wer schreibt ihm das?« »Ein anderer.« »Wer lobt das?«

»Die Blätter.« »Wer zahlt das?« »Salo Kohn.« »Wer ist das?« »Der Vater.«
»Warum tut er das?« »Er kann sich nicht helfen.« »Wer ist der Gemütlichste?« »Der Fackelkraus.« »Warum heißt er so?« »Weil er Kraus heißt und die Fackel schreibt.« »Warum tut er das?« »Aus Ehrgeiz, damit er unerkant bleibe.« »Warum will er das?« »Aus Bescheidenheit, damit die andern auf die Nachwelt kommen.«

* * *

BAHR ÜBER HARDEN

Ich kenne ihn seit dreiundzwanzig Jahren ... Er hat mich einmal, als man um mich stritt, eine Tatsache genannt und hat anerkannt, daß ich vorhanden bin.

Das geht nicht auf mich, sondern auf den Harden.

Und ebenso war auch mir vom ersten Augenblick an gewiß, daß er vorhanden ist.

Das könnte auf mich gehen, geht aber auf den Harden.

Er aber ist es mir in diesen dreiundzwanzig Jahren geblieben; er ist einer, den man nicht los werden kann.

Das geht auf den Harden.

Er hat das an sich, daß er niemals geduldig im Parterre sitzen kann, ihm geht's überall ans eigene Leben, und alles, was irgend in der weiten Welt geschieht, betrifft ihn selbst, so fühlt er es, alles wird ihm gleich zur eigenen Sache ... alles, was sich irgend in der Welt zuträgt, empfindet er, als ob es ihm selber zugestoßen wäre. »Warum regt er sich nur eigentlich so auf, was geht es denn ihn an?«, fragen dann die Leser gern.

Das könnte auf mich gehen.

In diesen dreiundzwanzig Jahren hat er kaum eine Zelle geschrieben, die ich nicht gelesen hätte.

Das könnte auf mich gehen.

Es gibt Menschen, mit denen es mir umgekehrt geht: auch wenn sie sagen oder tun, was mir richtig scheint, ärgern sie mich doch, weil ich nicht begreifen kann, wie denn so unrichtige Menschen eigentlich dazu kommen, das Richtige zu tun; sie mögen recht haben, aber ich kann ihnen das Recht nicht zugestehen, recht zu haben. Es kommt ja vielleicht überhaupt gar nicht so sehr darauf an, was einer meint, sagt und tut, sondern darauf allein, ob er der Mensch dazu ist.

Das ist nicht vom Bahr, sondern von mir.

Man hätte sich schließlich auch anders entscheiden können.

Das ist nicht von mir, sondern vom Bahr.

... und wenn ich auf einen Menschen hinweise oder auf seine Tat oder auf sein Werk, geschieht es gerade, weil er ist, was ich nicht bin, weil er hat, was ich nicht kann, und weil er mir so gerade das, was mir fehlt, offenbart, so daß dann, durch uns beide zusammen, erst die Welt komplett ist! Von meiner eigenen Art kann ich mir ein besseres Exemplar gar nicht wünschen, als ich selber bin, aber nach großen, reinen, vollkommenen Exemplaren des andern, dessen, was mir fehlt, verlangt mich heiß.

Wenn er mich also gar so gern hat, der Bahr, warum weist er nicht auf mich hin oder auf meine Tat oder auf mein Werk? Auch ich kann mir ein bes-

seres Exemplar von seiner Art nicht wünschen, wohl aber ein Exemplar von einer besseren Art. Durch uns beide würde freilich die Welt nicht komplett, durch mich und den Bahr. Es wäre eine Subtraktion. Daß aber die Welt durch den Bahr und den Harden komplett wird, glaube ich selbst. Es ist mir angenehm, daß sie beide zusammen vorhanden sind, weil ich dann erst zeigen kann, wie leer die Welt ist, wenn sie komplett ist.

* * *

WER IST DAS?

Man empfindet darin auf jedem Blatte den warmen Atem einer Menschenseele, in der das Leben Kunst wird und der die Kunst das Leben ist. Mit freudigem Staunen blicken wir einer Persönlichkeit ins eherne Gesicht, vernehmen wir Töne der Kraft, gemildert durch Anmut, lauschen wir Klängen voll Glut, eingesponnen in Melodie, nehmen wir tiefe philosophische Gedanken, auf einfache lyrische Formeln gebracht, dankbar in uns auf.

Da man selbstverständlich auf Shakespeare oder Dante raten wird, eventuell auf Zweig, so sehe ich schon, daß ich die Leute nicht länger zappeln lassen darf. Glücksmann? Behüte! Der hat doch die Kritik geschrieben. Wäre sie von Salten, so würde ich raten, es handle sich um Deutsch de Hatvany. Das ist so einer von den ganz Großen, den ganz Reichen, die jetzt in der Literatur viel von sich schreiben machen. Er soll vierzig Millionen haben — aber er gibt nicht viel her, es ist bloß der Glaube, der die Jugend auf ihn schwören läßt. Wenn der mit seinen Gedanken und Klängen klimpert, soll in Berlin, München, Budapest und Wien gleichzeitig behauptet werden, von ihm datiere eine neue Richtung. Das sind ganz andere Verhältnisse als zum Beispiel in der Seidenbranche. Aber was hat man von einem Stil, wenn er nicht flüssig ist? Deutsch von Hatvany ist gut, aber besser ist besser und am besten ist Deutsch von Trebitsch. Und jetzt überlasse ich es jedem, zu erraten, in welcher Branche man eingesponnen ist in Melodie und welcher Persönlichkeit man ins eherne Gesicht blicken kann. Und wie ehern die Stirne ist, mit der uns das geboten wird, und wie frei der Maurer, der es bietet. Die Burschen vergessen aber eines. Mein gedrucktes Wort mögen sie in den Wind schlagen, als wäre es ihr eigenes. Aber mein gesprochenes kann eine Menge so alterieren, daß meine Aufforderung: Jetzt wird einmal geprügelt! zur Tat werden könnte. Das bißchen Anarchie, durch das ein gesetzwidriges Staatsleben ins Geleise gebracht würde, nehme ich auf meine Kappe. Ich kann Körndljuden entflammen, Tintenjuden zu erlegen. Ich warne die Unbesonnenen, die da Bücher oder Rezensionen schreiben oder beides zugleich.

* * *

WAS ES ALLES GIBT

Welch ein Dichter ist doch dieser Fedor von Zobeltitz! Es ist ein Ruf an ihn ergangen, und er ist der Mann, dem Ruf 'zu folgen :

Brechen Sie eine Lanze ... und tragen Sie dazu bei, die ängstliche, klägliche Charakterschwäche und Selbstunterschätzung, die so vielen Deutschen leider im Blut steckt, vertreiben zu helfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Ja was soll er denn tun? Er soll für deutschen Sekt eine Lanze brechen.
Ja was ist denn geschehn?

Mit großer Aufmerksamkeit haben wir Ihren Artikel »Der Champagner wird teurer« in Nr. 532 des Berliner Tageblattes gelesen. Auch Ihr Roman »Friedel halb—süß« ist uns bekannt, in welchem Sie so manche wirkliche und sagenhafte Persönlichkeit der deutschen Sektindustrie vor die Augen Ihrer Leser treten lassen ...

Bei Ihrem Interesse für die Sektindustrie glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie auch die Zeitungsanzeigen verfolgen. Sie werden darin gesehen haben ...

Ja was hat er denn getan? Der Dichter hat, einer Inspiration folgend, den Satz hingeschrieben:

»Es Ist gewiß, daß der beste deutsche Schaumwein mit dem besten Champagner noch lange nicht konkurrieren kann.«

Ein goldenes Wort. Aber Kupferberg ist anderer Ansicht:

Glauben Sie nicht, daß deutscher Geist, deutsche Sauberkeit, deutsche Disziplin und deutsche Ordnung in der Lage sind, manches zu leisten, wovon man sich im Auslande nichts träumen läßt?

Wenn Sie wieder einen Artikel über Sekt schreiben, so würden wir es mit Freuden begrüßen, wenn Sie ...

Das Ganze heißt: »Ein Wort an Herrn Fedor von Zobeltitz«, und noch nie war der Name eines deutschen Dichters in einer deutschen Zeitung mit so großen Lettern genannt. Man kann auf Zobeltitzens Antwort an Kupferberg gespannt sein. Der Unterschied zwischen den beiden Kämpfen ist der: wenn Zobeltitz schreibt, so bekommt er von der Zeitung Geld, wenn Kupferberg entgegnet, so muß er der Zeitung Geld geben. Zobeltitz mag mehr vom Champagner verstehen, Kupferberg dichtet besser. Die Weinreisenden dürften jetzt in einem Dilemma leben. Als Leser stehen sie zu Zobeltitz. In der Sache müssen sie ihm Unrecht geben, aber was die Form anlangt, so ist diese einfach süß. Ein echter deutscher Mann trinkt nur Kupferberg Gold, doch Romane von Zobeltitz liest er gern. Alles ist gespannt, wie sich Henkell Trocken verhalten wird.

* * *

HOLOFERNES ODER GRÜNHUT?

Dr. Kolischer: Er sagt, daß er das Abgeordnetenhaus regiert!

Dr. Ellenbogen: Vielleicht kann man auch herausbringen, welche Mitglieder des Sozialpolitischen Ausschusses in seiner Gewalt stehen!

* * *

ZWEI WELTEN

Ich rufe das edle Weib, das mit mir nach den Sternen greift, mit mir jauchzt und schafft, mit mir steigt und fällt. Ich rufe das stolze, echte Weib, das hoch über dem Alltag schreitet, ausschließlich eigenen Gesetzen folgt, groß und heiß empfindet. Ich rufe das Weib, das mir Hort und Auflösung sein soll, Dienerin und Gebieterin sein will. Diese Worte sind an 25— bis 32jährige schöne Damen der exklusiven Kreise gerichtet, die sich wie ich nach himmelhoher, abgrundtiefer, dämonischer Wesenseinheit sehnen. Pekuniäre Tendenzen ausgeschlossen. Antworten erbittet ein vornehmer Mann (Zweiunddreißiger) unter »Zerrissene Ketten«

Gesucht wird für einen feschen, intelligenten 37jährigen Herrn (unschuldig geschieden), einer angesehenen isr. industriellen Familie entstammend, ein wohlerzogenes Mädchen aus feiner israelitischer Familie, von schönem Exterieur und Statur. Nachdem derselbe das von ihm bisher geleitete große, industrielle Unternehmen seines Vaters in der nächsten Zeit übernehmen soll, ist auch die entsprechende Mitgift erforderlich. Nur ernstgemeinte, direkte Anträge werden berücksichtigt. Zuschriften erbeten unter »Gut versorgt« ...

Der Hinterteil besteht aus zwei Partien. Aber nachdem der eine das Unternehmen übernehmen soll und der andere nur nach den Sternen greifen will, so dürfte die Wahl nicht schwer fallen. Um ganz ehrlich zu sein, muß ich darauf aufmerksam machen, daß ich die Chiffre »Gut versorgt« aus einem andern auch nicht schlechten Unternehmen übernommen habe. Ich glaube aber, daß sie auch hier zutrifft, und jedes anständige Mädchel, das nicht gerade eine dämonische Kettenzerreißerin sein will, wird wissen, wie sie zu wählen hat. Der links ist interessant, aber kein Verkehr. Wenn mir die beiden Herren ihre Phot. überlassen wollten, ich würde diese auch gern nebeneinander veröffentlichen. Sollten sie einander ähnlich sehen, so würde ich dennoch den Rat geben, rechts zu gehen und auf abgrundtief nicht hereinzufallen.

* * *

DAS UNTERSCHIEDENDE MERKMAL

» ... Abgesehen von den Koryphäen der juridischen Wissenschaft hatte auch das gesamte übrige Auditorium eine bedeutende Physiognomie: Es gab auch weibliche Rechtsbeflissene, die man, *wenn an nichts anderem*, schon allein daran erkennen würde, daß sie am gespanntesten zuhören und am eifrigsten mitschreiben.«

* * *

DER MISSGRIFF

Die Leute, die am Samstag im Deutschen Volkstheater sitzen, sollten wegen des Ritualmordglaubens nicht so aufgeregert tun. Der bedroht nur die armen russischen Juden, deren Schicksal die aus Einheirat entstandene Brut im Innersten kalt läßt, und ein Pogrom, der im Zwischenakt, wenn gerade Herr Kramer gerufen wird, losbräche, ist leider nicht zu befürchten; ich geste-

he, daß ich zu solchem Schauspiel, das der würdigste Abschluß einer Saison wäre, meine Theaterunlust überwinden wollte. Was diese Gesellschaft, der die tiefberechtigte Abweisung des Herrn Brandes an der russischen Grenze viel näher geht als die Qual eines Menschenlebens, das irgendwo in Rußland auf einen Steinwurf wartet — was sie in Wallung bringt, ist die Sorge um die Versorgung. Die Pantomime der Brüderlichkeit, die der Geldsack um den armen Binkel aufführt, ist ein riskantes Geschäft. Wer für den Kaftan eintritt, muß auch den Mut haben, den Smoking abzulegen. Ein allzu großes Engagement in Gefühlen, die sich nicht lohnen, steht dieser Sippe nicht an, die ihrem Gott nur darum abtrünnig wurde, weil er ein Gott ist. Es zahlt sich nicht aus und es könnte, wenn die Zeit einem blinden Haß die Augen öffnet, nur verraten, wo die wahren Anwarter auf Steinwürfe sich ihres Lebens freun. Der Glaube, daß die Juden Christenblut zu religiösem Zweck verwenden, ist eine furchtbare Gefahr. Er rächt eine Blutschuld, die es nicht gibt, an solchen, die einen religiösen Zweck kennen. Mehr als das. Er schont jene, die keinen religiösen Zweck kennen. Die tief unter dem Verdacht leben, daß sie je irgend etwas zu religiösem Zweck verwenden könnten. Deren Seele des fanatischen Aufschwungs zu einem Mord in Gottes Namen nicht fähig wäre. Deren Hände nicht fähig wären, Blut zu opfern. Nur fähig sind, Geld zu gewinnen. Und das Blut, das sie verwenden, ist nicht dem Leib des Christen, sondern dem Geist des Menschen abgezapft!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jshoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3